

Bengt Berg

Mit den Zugvögeln nach
Afrika



Verlag von Dietrich Reimer



Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/bwb_Y0-DCZ-323

BENGT BERG

MIT DEN ZUGVÖGELN NACH AFRIKA

NEUE AUSGABE

166.—175. TAUSEND

BENGT BERG

—

MIT DEN ZUGVÖGELN
NACH AFRIKA



166.-175. Tausend

Mit 56 Bildertafeln nach Aufnahmen des Verfassers

DIETRICH REIMER IN BERLIN

*Einzig berechnigte deuthse Ubersetzung von Edmund Herms.
Einband und Umschlag von Hans Hermann Hagedorn.*

*

Nachdruck, auch von Theilen dieses Werkes oder von einzelnen Abbildungen, sowie jede andere Verwertung des Werkes oder jede nicht autorisierte Ubersetzung daraus ist ohne schriftliche Vereinbarung mit dem Verfasser verboten. Jede Abbildung trägt den Copyright-Vermerk ©.

*Copyright 1924 by Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) A.-G. in Berlin.
All rights reserved. This book, or parts or illustrations thereof must not
be reproduced in any form without author's permission.*

*La reproduction en tout ou en partie de cette oeuvre ou de ses illustrations ou l'utilisation sous quelque forme que ce soit est interdite.
De même chaque traduction qui ne serait pas autorisée par convention écrite avec l'auteur se trouve interdite. Chaque illustration porte la note
«Copyright» ©.*

*Allt eftertrycke eller återgivande av text eller bilder ur detta arbete
förbjudes.*

Druck von A. Seydel & Cie., Berlin SW61 · 1951

MIT DEN ZUGVÖGELN NACH AFRIKA



Der heilige Ibis am Ufer des Nils



Der Kranich

Spürtest du je die Sehnsucht, den Scharen der Vögel zu folgen, die im Herbst nach Süden ziehen? Dich von dem engen Flecken Erde zwischen Häusern und Äckern, wo müde Menschen freudlos ihr Tagewerk verrichten, zu erheben und auf jenem pfadlosen Weg der Sonne entgegen über Meere und Länder ihnen nachzuziehen? Bedrückte dich je das Gefühl von Gebundensein in den ewig einförmigen Nadelwäldern, in den engen Tälern zwischen den Bergwänden oder am Strande eines Meeres, dessen andre Küste du niemals sahst? Hat dein Herz nicht nach Sonne und Licht und Leben geschrien in den grauen Herbsttagen, da die letzte Blüte erfroren war? Denn jene heiße Sehnsucht glüht verborgen in uns allen, uns Kindern der kalten Länder, deren Urgeschlecht in vorgeschichtlicher Zeit dem weichenden Eis nach Norden folgte. Wir vergessen das, solange die Sonne unserem Wendekreis entgegenstrebt, aber es glüht in einem geheimen Winkel unseres Herzens allezeit unter so vielen namenlosen Gefühlen ein Funken von der Glut jener Sehnsucht, die den Zugvogel über die Erdteile treibt.

Und wir alle erinnern uns eines Tages in unserer Kindheit, als jenes Gefühl zum erstenmal in uns erwachte.

Vielleicht Erinnerst du dich des Storches, als er mit seinen Jungen über der Niederung kreiste und sie immer höher und höher flogen, bis sie im blauen Äther verschwanden, gleichsam als ob sie der Himmel aufgenommen hätte. Ein anderer gedenkt des Stars, der im Lenz zurückkam und dann an einem sonnigen Morgen im Herbst vor seinem Kasten sein Abschiedslied sang. Manch einer vergißt nie, wie die Schwalben an jenem Tage, als sie sich zur langen Reise versammelten, zwitschernd den Giebel seines Elternhauses umflogen; einer hört, so oft er daran denkt, das Schreien der Wildgänse, wie sie gleich Odins verwegener Jagd in stürmischer Herbstnacht am Himmel vorüberbrausten.

Über die gesegnete Küste meiner Kindheit im schwedischen Heimatlande zog im Herbst monatelang der Strom der Zugvögel. Von Lappland und Finnland, aus Rußland und von der Küste des Eismeeres, von hoch oben in Sibirien, jenseits der Grenzen des heimatlichen Erdteils, kamen an Tagen, wenn der

Wind günstig war, die Vogelheere vom ersten Morgengrauen, bis die Sterne am Himmel blinkten, und zuweilen noch die ganze Nacht hindurch. Seit jener Zeit stand der Zug der Kraniche als Inbegriff des Vogelzuges, der das Menschenherz betört, ihm zu folgen, mir vor Augen.

Sie flogen immer so unerreichbar hoch, ebenso hoch wie die Sonne, glaubte ich. Ihre Schwingen hatten eine viel größere Spannweite als die anderer Vögel. In meiner Einbildung waren sie groß wie Menschen und konnten in die ganze Welt ziehen, wohin sie nur wollten. Sie blieben niemals dort an der Küste und schlugen durchaus nicht den gleichen Weg dem Meere entlang ein wie die unzähligen Wasservögel. Die Kraniche kamen immer vom Binnenlande hergeflogen, aus den Wäldern — ob von Lappland her oder von einer näher gelegenen Gegend, vermochte niemand zu sagen —, und wir bemerkten sie erst, wenn sie rufend die Küste überflogen. Vielleicht waren es Junge, die zum erstenmal das Meer sahen und erschranken, wenn das feste Land unter ihnen wich.

Der Trupp löste die geschlossene Linie auf, einige blieben zurück, und die großen Vögel schwebten in steilen Kreisen umeinander, während Junge und Alte mit spähend ausgestreckten Hälsen fragten und antworteten. Aber das dauerte nur eine flüchtige Minute. Das Glied dort oben schloß sich wieder wie auf Befehl, und die lebende Perlenkette glitt am Firmament dahin oder verlor sich im weißen Flockengewölk, das zu jener Jahreszeit über dem Meer um Öland zu lagern pflegte. Aber noch lange, nachdem sie meinen Augen entschwunden waren, stand ich wie festgebannt unten und lauschte. Denn ihr Ruf hatte es mir angetan. In diesem Laut fand das Gefühl der Freiheit und Sehnsucht seinen Ausdruck wie in keinem menschlichen Wort. Er tönte durch den weiten Raum zu mir und öffnete ein geheimes Fach meiner Seele, zu dem ich selbst keinen Schlüssel besaß.

Niemand hatte mir je gesagt, daß der Zug dort oben nur ein Teil jenes Weges von ihrer Heimat im Norden zu dem großen Versammlungsplatz auf der Insel der Zugvögel war. Jahrelang

war ihr regelmäßiges Kommen und Fortziehen am Himmel für mich nur ein rätselhaftes Schauspiel, dessen Sinn ich nicht zu deuten wußte. Es fiel immer in die Zeit, zu der die Jäger in der kleinen Stadt an der Küste sich nach Öland hinüberzubegeben pflegten, um Rebhühner und Brachvögel zu jagen. Da geschah es auch einmal an einem sonnigen Septembertag, daß ein Dreikäsehoch mitkommen durfte, und von jener Fahrt her ist mir die Begegnung mit dem Kranichheer auf der öländischen Ebene als das erste wunderbare Abenteuer meines Lebens im Gedächtnis geblieben.

Er handelte mit Rosinen und Zucker und Schießpulver, der gebieterische Bürger der kleinen Stadt. In seinem Kontor hingen Flinten reihenweise an den Wänden. Er konnte wie das Donnerwetter fluchen und toben, aber in seinem krausen Rotbart wohnte auch ein Gelächter, das Pferde erschrecken und den griesgrämigsten Menschen zum Schmunzeln bringen mußte. Um seinen Bauch hatte er auf der Jagd einen Gürtel mit fünfzig Patronen und in der Brust ein goldenes Herz für Knaben. Er war überdies der beneidete Besitzer eines rotbraunen Hundes, der Pang hieß und dessen größte Leidenschaft war, Rosinen zu essen und die Katzen der Stadt auf die Dächer zu jagen. Auf solcher Jagd hatten wir uns kennengelernt. Und als Pangs auserkorener Freund bekam der Junge die Erlaubnis, mitzukommen, um die Rebhühner zu tragen, wie es hieß. Als wir so in der quietschenden Kutsche hinter dem breiten Rücken unseres Gönners saßen, war er für Pang und mich ein Gott, der über endlose Jagdgelände herrschte und über Herrlichkeiten ohne Zahl gebot, die in der Wagenkiste verpackt waren.

Die Fahrt ging viele Meilen lang. Der Tag war heiß, das Flachland einförmig. Der Weg schlängelte sich weiß und staubig wie ein langes Band an einer Reihe kleiner weißer Kirchen vorbei, von denen ständig eine neue im Süden auftauchte, sobald wir die letzte erreicht hatten. Weder Pang noch ich hatten die vergangene Nacht vor Jagdeifer schlafen können.

Die Sonnenstrahlen brannten uns vom Süden her in die Augen. Die Kutsche schaukelte. Und so schliefen wir beide ein. Wir träumten wohl von Jagd und Flintengeknall. Wir erwachten plötzlich von dem Donner der Stimme unseres Jagdherrn.

Er hatte die Kutsche angehalten. „Seht, seht!“ rief er, „seht, die Kraniche! Donnerwetter, seht nur, wie viele es sind!“

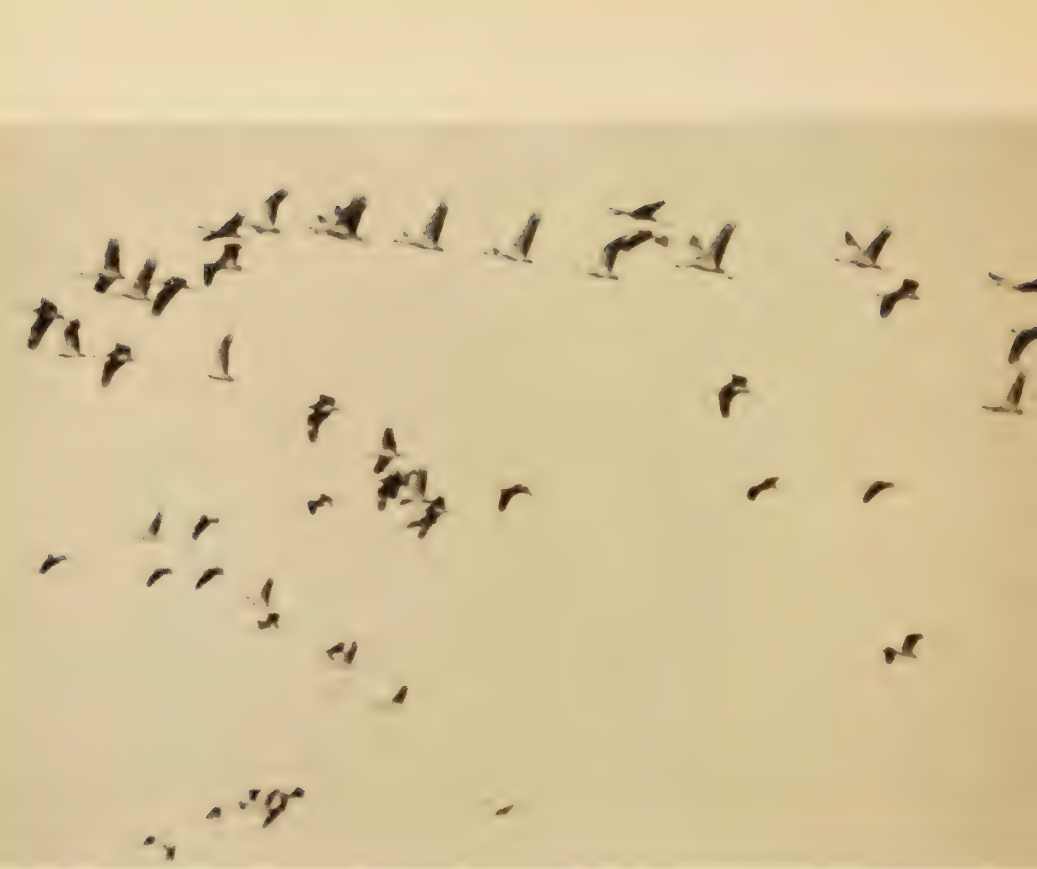
Und ich sehe es noch, als ob es heute gewesen wäre. Wir waren weit auf die östliche Seite der Insel gekommen. Vor uns führte der Weg an einer Handvoll kleiner grauer Häuser vorbei. Rundumher breitete sich die weite öländische Heide aus, die in der Ferne von dem schmalen Band der Ostsee begrenzt wurde und in der magere Äcker, von niedrigen Steinwällen umsäumt, zerstreut lagen. Auf der ganzen weiten Ebene war kein lebendes Wesen zu sehen, außer den schemenhaften Gestalten einiger Pferde, die weit hinten auf der Heide in den Wogen der Sonnenhitze zu schwimmen schienen. Über ihnen kam, wie aus den Wolken hervorbrechend, das Kranichheer.

Sie kamen von Norden aus derselben Richtung wie wir. Als ich die Augen aufsperrte, waren die nächsten Schwärme so nahe, daß man die Farben ihres Gefieders erkennen konnte. Sie sorgten sich nicht um unsere Gegenwart, sondern hielten unverändert ihre Richtung bei. Nach ihnen kam noch ein Schwarm den gleichen Weg. Und hinter ihnen und über ihnen folgte nun Linie auf Linie, immer höher und höher hinauf, so weit, meiner Erinnerung nach, die Ebene sich bis zum Horizont erstreckte.

Sie kamen gerade auf uns herniedergesegelt, glitten vorbei und, zu einer Phalanx geordnet, weiter über die Heide. Die Scharen schlossen sich und lösten sich wieder auf, senkten sich nieder und stiegen in die Höhe, verschwanden scheinbar unter dem Horizont, um dann wieder aufzusteigen und sich wieder gleich lebenden Perlenketten herunterzulassen. Es waren wohl nur einige Hundert, aber für meine Kinderaugen war es ein Schauspiel, das bei weitem den Flug des Vogels Rock in Tausendund-einer Nacht oder den Zug der Perser über den Hellespont überstrahlte. Aber unser Jagdherr knallte mit der Peitsche und setzte die Kutsche in Gang. Und als wir zwischen den Wirtschafts-



Das lebende Band



Das Kranichheer

gebäuden eines umbauten Hofes hielten und die Leute herauskamen, uns zu begrüßen, zogen immer noch neue Linien des fliegenden Heeres über den Giebeln der Häuser vorbei. Ihre gellenden Rufe ertönten und fanden Antwort von weither. Von woher?

Das war derselbe verhexte Ruf, der aus den Wolken kam, wenn die Kraniche bei uns zu Hause die Küste überflogen. Hier erfüllte er den ganzen Raum zwischen Himmel und Erde. Unter den sausenden Schlägen der Schwingen dort oben wurden die Stimmen der Menschen so lächerlich klein, ihre Bewegungen so unbeholfen. In diesem Lande wohnten zwei verschiedene Völker — Menschen und Kraniche. Die Menschen waren an die mageren Äcker gebunden, die sie eingezäunt hatten, und an die kleinen Häuser ihrer Städtchen. Die Kraniche hingegen hatten die Heide zur Wohnung und den ganzen weiten Luftraum und konnten fliegen, wohin es sie gelüstete. Ich hegte in meiner Phantasie keinen Zweifel, daß sie in der Überzahl waren. Von überallher erscholl ihr Ruf. Manchmal klang es, als ob sie ganz nahe beim Hause waren. Die Steine im Hof brannten mir unter den Füßen; ich stand allein, von den fremden Menschen vergessen. Als der breite Rücken des Jagdherrn hinter der Tür der guten Stube verschwand, krochen ein Hund und ein Knabe unbemerkt durch den Zaun zwischen zwei Hausecken.

Dort draußen waren, mit Ausnahme des Schwarms, der gerade über uns vorüberzog, gar keine Kraniche zu erblicken. Die Steinwälle der Äcker, die von dem hohen Sitz der Kutsche so klein erschienen waren, verhinderten nach jeder Richtung hin den Ausblick. Der Kranichschwarm senkte sich und verschwand hinter ihnen. Aber immer noch hörte ich aus der Richtung, wohin sie geflogen waren, dieses eigentümliche Stimmengewirr.

Das mußten Kraniche sein. — Sie mußten dort geblieben sein — dort draußen auf der Heide — hinter dem nächsten Steinwall!

Der rotbraune Hund, der gewöhnt war, die Rebhühner auf den Äckern aufzusuchen, fuhr wie ein Fuchs über die Mauer. Damit war freies Feld gewonnen, und das Wettrennen begann.

Denn hinter dem nächsten Wall fanden sich keine Kraniche und auch nicht hinter dem übernächsten. Aber Pang, der verstanden hatte, daß es hier etwas ganz Besonderes galt, lief voller Eifer voraus.

Da geschah so vieles, dessen ich mich nur zur Hälfte erinnere. Da waren Schafe, die vor Furcht außer sich gerieten. Ein Stier tauchte auf und warf die Erde mit den Hörnern auf und jagte uns, daß uns Sehen und Hören verging. Und dann kam ein Augenblick, wo Pang plötzlich wie versteinert dastand und ich an ihm vorbeigestürzt kam und ein Volk Rebhühner uns wie ein Bienenschwarm um die Ohren brauste, während wir weiter liefen, bis die Steinwälle mit einmal aufhörten und die weite Heide vor uns lag und die Kraniche wie aus der Erde gewachsen gleich einer Kompanie Soldaten vor uns standen. Mir schien, daß sie viel größer waren als ich selbst. Und Pang sah sie sogleich und stürzte sich auf sie, während die Kraniche mit gellenden Rufen ihre Schwingen gleich dunklen Segeln der Sonne entgegenbreiteten und den törichten Hund umkreisten. Und ich lief, als gälte es das Leben, um ihn festzuhalten, denn mir war plötzlich der fürchterliche Gedanke gekommen, daß sie ihn töten könnten.

Die Sonne ging unter und die Dämmerung legte sich über die Heide, während wir wegen des Stiers, von dem keiner wissen konnte, wo er jetzt im Dunkeln war, auf einem Umwege nach Hause trollten. Und ich stolperte über Steine und riß mich an Dornen und fiel in Gräben. Die Tränen rannen und das Herz pochte. Aber Pang blieb mir treu zur Seite. Und mitten in der Nacht kam ich zerfetzt und ohne Mütze nach Hause. Es gab ein Donnerwetter, ich kam ohne Essen ins Bett und träumte von den Kranichen, wie sie das Dorf angriffen und mit brennendem Licht an mein Bett traten.

Da stand der Jagdherr im Nachthemd auf der Treppe und donnerte: „Du bist wohl von Kranichen besessen, du Lümmel? Wenn mir das noch mal vorkommt, zieh ich dir die Hosen stramm!“

Seit dem Tage sah ich die Kraniche ständig vor meinen Augen fliegen. „Sie reisen nach Afrika“, antwortete man mir. „Sie wohnen in Lappland.“ — Afrika — reisten sie nach Afrika? Dieses eigentümliche Wort, das so viele Millionen gelockt hat, füllte meinen unwissenden Kopf mit phantastischen und seltsamen Bildern, wie die Kraniche sich auf den Zinnen der Pyramiden niederließen oder zwischen Negern und Krokodilen am Nil einherstolzten. Moses in seinem Korb und die Prinzessin, die ihn aufnahm, waren auch dabei. Und ich las alles, was es zu Hause über Afrika gab — von Livingstone, Baker, Stanley, dem Löwenjäger Jules Gerard, Anderson — über den Ngamisee und den Okavangostrom, welch wunderbare alte Bücher — und auch die großartigen Lügengeschichten des alten du Chaillu über die Gefährlichkeit des Gorillas. All das handelte meist von Chinin, Durst, schrecklichen Lebensgefahren und glücklich niedergeknallten Tieren und Eingeborenen. Von Kranichen stand da nichts. Aber sie sollten ja auch in Lappland wohnen. So verstrich die Zeit, und ich kam nach Lappland und wartete darauf, überall Kraniche zu sehen.

Im ersten Sommer bekam ich keinen einzigen zu Gesicht. Ich war weit drinnen im Hochgebirge. Im nächsten Frühjahr, als das Eis auf den Gewässern barst, sah ich vereinzelte Paare durch die Flußtäler heraufkommen. Sie flogen stumm und schnell vorüber und verschwanden im Gebirge, dessen weiße Gipfel in der Ferne schimmerten. Die Leute behaupteten, daß sie in den meilenweiten Mooren wohnten, in denen ein Mensch nur im Winter vorwärtskommen könnte. Alle hatten sie fliegen sehen, aber niemand hatte jemals ein Kranichnest gefunden. Ich suchte die Wiesengelände ab, wo die Kampfhähne spielten, und durchstrich das Moor am Fuße des Gebirges, wo der Regenbrachvogel sein Nest hatte. Aber dort gab es keine Kraniche. Ein drittes Frühjahr verging; ich hörte des Nachts ihren Ruf — es waren immer zwei — von den unzugänglichen Sümpfen am Sjaunjafluß. Dort hatten sie ihre Jungen. Die Finnen hatten sie bei der Heumahd auf dem Schwingmoor gesehen, wo der Boden

unter den Füßen der Menschen wich. So geschah es eines Tages im vierten Jahr gegen Johanni, daß ein Lappe, der verirrt Renntiere im Morastlande suchte, zu uns kam und berichtete, daß er die Eier des „Kuorga“ gefunden hätte — „des Vogels, der so groß ist wie ein Mensch“. Das Nest lag in einem Sumpf beim See „Avakajo“, wo der Singschwan wohnt.

Eile tat not. Der Lappe berichtete, daß eins der Jungen bereits ein Loch in die Schale gepickt hätte und ausschlüpfen wollte. Am Abend und während der Nacht ging es über Seen und Heide und Moor, wo es nicht einmal einen Renntierpfad gab. Wir mußten uns auf unsern Orientierungssinn verlassen und unsern Weg suchen, wo der Boden möglichst wenig schaukelte. Zwischen schmalen Beständen von durch den Sumpf bedrohten sterbenden Bäumen streckte das Moor seine Arme dem Gebirge immer breiter entgegen. So oft wir eine Strecke Schwingmoor glücklich überschritten hatten, sahen wir nach den Kranichen aus. — So mußten sie wohnen. So mußte ihr Nest liegen, einem Adlerhorst gleich — aus zusammengeschlepptem Reisig und Moos — inmitten des flachen Moores, wo die großen, scharf-ägigen Vögel schon auf Kilometerentfernung jede drohende Gefahr erkennen konnten. Aber keine Kraniche waren zu erblicken. Bunte Kampfläufer kämpften miteinander im Bruch. Bekassinen sausten in der Luft umher. Überall hörte man das ferne Summen der Sumpfohreulen, ohne daß man hätte sagen können, woher es kam. Vor unsern Füßen stoben kleine Strandläufer auf, nicht größer als Sperlinge. Es gab so vieles zu beobachten. Ein seltener blauer Kornweih flog streckenweise vor uns her, als ob er uns den Weg weisen wollte. Aber der Lappe marschierte unermüdlich auf dem schaukelnden Moor vorwärts, und auf alle Fragen antwortete er nur immer wieder: „Es ist nur noch eine kleine Meile weit.“ Er wußte nur zu gut, daß, je höher die Sonne nach Mitternacht stieg, es um so schwieriger würde, auf dem unsicheren Moorboden vorwärtszukommen. Gegen Morgen geleitete er uns in ein Sumpfgelände, wo der Boden überall unter den Füßen wich und wo wir uns durch dichtes Weidengestrüpp hindurchmühen mußten. Er fing an,



„Das Moor am Fuße des Gebirges, wo der Regenbrachvogel brütete“



Kuorga — „der Vogel, der so groß wird wie ein Mensch“

uns vor- und rückwärts zu führen, und schließlich blieb er stehen. Er kannte sich nicht mehr aus.

Keiner wunderte sich darüber. Es wäre bei weitem merkwürdiger gewesen, wenn er sich ausgekannt hätte. Wir befanden uns also jetzt am hellen Tage als Verirrte in einem völlig versumpften Buschmoor. Wenn wir auf eine Wurzel traten, um dem nächsten Sumpfloch auszuweichen, schlugen uns die Weidenzweige ins Gesicht. Und in diesem Dschungel sollte es Kraniche geben! Wir sahen natürlich keine Feder, und ich verwandte meine einfache Mischung von den dort oben gebräuchlichen drei Sprachen dazu, dem Lotsen klarzumachen, daß ich alles für Schwindel hielte.

Sei es in Lappland oder Palästina, überall gibt es diese Leute, die einen mit zauberhaften Erzählungen locken und veranlassen, ihnen einen ganzen Tag oder noch länger zu folgen, um irgend etwas Merkwürdiges zu sehen — und wenn es schließlich zum kritischen Punkt kommt, gibt es da nichts Merkwürdigeres, als daß sie nun bezahlt werden wollen.

Aber der Lappe wiederholte nur den einzigen schwedischen Satz, den er kannte — „Du wirst sehen“ —, und nachdem wir den ganzen Morgen vor- und rückwärts gekrochen und gewatet waren, fing er plötzlich wie ein Besessener an zu schreien. Es war nicht weit entfernt — nur einige hundert Meter —, aber es brauchte eine Ewigkeit, dorthin zu gelangen. Und dort stand der Lappe am Neste des „Kuorga — des Vogels, der so groß ist wie ein Mensch“.

„Du wirst sehen“, wiederholte er, und er sagte es nicht ohne Grund. Das Bild des Nestes prägte sich meinen Augen ebenso unauslöschbar ein, wie es die Bilder hier zeigen. Ein anderes Bild als das in meinem Gedächtnis habe ich nicht davon, denn damals hatte ich noch nicht gelernt, in einer solchen Gegend mit der Kamera umzugehen. Es war so ganz anders als meine Vorstellung, daß der Kranich inmitten eines flachen, meilenweiten Moores wohnte. Es geht oft so mit Dingen, von denen man viel erwartet hat. In Wirklichkeit nehmen sie sich nachher ganz anders aus.

Ringsum Moor; ein Streifen offenen Morasts zwischen den Weidenschungeln, mit stillen, blanken Tümpeln, wo der lose Modder am Rande der verwelkten, schwimmenden Grasplaggen pechschwarz hervorkam. Vereinzelte Skelette von toten Birken zeigten, daß es dennoch Grund gab. An einer Stelle schickte das Weidengestrüpp eine beträchtlichere, etwas festere Landzunge vor, die jedoch nur eine kleine Insel im unzugänglichsten Gebiet bildete. Was der Lappe sich dabei gedacht hatte, als er zum erstenmal hierherkam, bleibt ein Rätsel. Der Finne, der mit uns war, meinte nachdenklich, hierher käme selbst der Wolf niemals. Den gleichen durchaus zutreffenden Gedanken hatte jedenfalls auch der Kuorga gehabt, als er dort den Platz für sein Nest auswählte. Denn der Wolf war außer dem Menschen wohl das einzige Tier, das ihn bedrohen konnte. Der Goldadler greift ihn kaum an, und der Fuchs hütet sich, dort zu pürschen, wo sein langer Hals im Gebüsch auftauchen könnte.

Und das Nest — ein Adlerhorst am Boden, wie ich es mir vorgestellt hatte — war kaum ein Nest zu nennen. Es befand sich auf dem einzigen Graspolster zwischen zwei der äußersten Weidenbüsche. Auf dem Polster war ein flaches Lager von verwelktem Gras, und dort lagen zwei mächtige, wundervolle, braun, rot und grau gefleckte Eier. Das sah so fremdartig aus. Sie lagen wohl eine Handbreit voneinander — nicht zusammen in der Mitte des Nestes wie andere Eier. Aus einem Loch in der groben Schale des einen Eis guckte das Junge des Kuorga hervor.

Und der Kuorga selbst? — Nein — ihn sah man nicht, hörte man nicht. Dort lag das Nest mit den Eiern; das war alles.

Hatte der Lappe den Kuorga gesehen? — Nein!

Hatte jemand sonst den Kuorga gesehen oder vielleicht gehört? — Nein!

Aber der Vogel war wohl das erstemal da, als der Lappe hierherkam, und flog vom Nest auf? — Nein! Nein, er war keinesfalls aufgeflogen. Es war überhaupt kein Vogel dagewesen. Der Lappe fing an sich zu ereifern. Seine Stimme überschlug sich, und er deutete mit den Händen. Er hatte im Waldstreifen nach

Renkälbern gesucht und war von weit drüben über das Moor gekommen. Da sah er, wie sich etwas zwischen den Weidenbüschen bewegte und wieder verschwand, und hatte gemeint, es sei ein Renkalb. Aber als er hierherkam, fand er „sehr tiefen Sumpf und doch keine Spur“, sondern nur die Eier des „Kuorga“.

O du kluger Vogel — so klug zu schweigen, du, dessen Stimme sonst die aller andern übertönt, und der du sonst so freudig rufst — zu klug, um fortzufliegen, der du mit deinen mächtigen Flügeln dich leicht über den Boden erhebst — so klug dich wie ein Renkalb zu ducken, wenn du im verborgenen Moor vom Nest flüchtest, du, der du dich stolzer trágst als all die andern! Wie oft habe ich mir seit der Zeit über deine Klugheit den Kopf zerbrochen.

Mit welcher Berechnung war der Platz für das Nest gewählt! Nach beiden Seiten konnte der Kranich über das Moor hinaus jedes Wesen in der Gegend beobachten, ohne daß sein langer, spähender Hals zwischen den täuschend ähnlichen Weidenzweigen zu entdecken war. Wie leicht war es für den Vogel, nach der einen oder anderen Seite im Röhricht zu verschwinden, wenn jemand sich von der entgegengesetzten Richtung näherte. Wie eben jetzt! Keiner hatte eine Ahnung, wo er war. Aber nachdem wir uns satt gesehen hatten und ich von dem zuerst gefaßten, vermessenen Gedanken abgekommen war, mit einer der damals noch unzulänglichen Kameras dem Vogel zu Leibe zu rücken, mußten wir daran denken, uns wieder aus dem Sumpf herauszuarbeiten. — Da rief uns der Finne und deutete nach einer Richtung, wo das Moor wie eine weitausgedehnte tiefgelegene Au offen dalag. Und dort, in weiter Entfernung, stand der „Kuorga“ — der Vogel, der so groß ist wie ein Mensch.

Wie er hochaufragend dastand und nach uns spähte, sah er wirklich wie ein Mensch aus. Aber das dauerte nur einen kurzen Augenblick. Er duckte sich, machte ein paar langsame Schritte. Er äste! — um einen unbesorgten Eindruck zu machen.

— O du kluger Vogel —!

Später wanderte ich noch vier weitere Jahre mit Lappen und Finnen, die das Land in- und auswendig kannten, in Lapplands meilenweiten Mooren umher, aber niemals wieder sahen wir ein Nest des Kuorga. Erst nach einer Reihe weiterer, in andern Ländern und mit andern Vögeln verlebter Jahre, als die Erinnerung an den Kuorga zu einem Stern verblichen war, nach dem ich einst vermessen meine Hand ausgestreckt hatte, berichtete zufällig ein Mann, daß er in einem öden Wald-distrikt im Innern des südschwedischen Hochlandes einen eigentümlichen See kannte, eine Art überschwemmtes Land, und dort „wußte er von einem Kranichnest“. Es sollte auf einer Insel liegen.

Das klang recht merkwürdig. Im stillen dachte ich mir, daß man möglicherweise ein- oder zweimal im Leben ein Kranichnest findet, wenn man Glück hat, aber im voraus weiß man sicher nichts davon. Auf einer Insel lag es auch noch! Aber der Mann, der davon berichtete, war ein weitbekannter Jäger, und so reiste ich am Abend dorthin. Es war Anfang Mai. Die Kraniche mußten seit ein paar Wochen brüten. Das war sicher. Aber wo? Der See war da und auch die Insel, nur die Kraniche waren nicht zu sehen. Aber der Jäger, der über das Wild des Revieres wachte, hatte im Frühjahr einen Kranich zwischen dem See und dem Wald fliegen sehen. Er war allein gewesen und hatte sich schweigend verhalten; also brütete doch wohl der Riesenvogel in der Gegend.

Der See glich einem Netz von kleinen Inseln mit ein wenig Wasser dazwischen, einem öden, überschwemmten Moor, wo das Schwingmoor in den Grund versunken war und die Wellen zwischen den Bäumen der Insel glucksten. Die Erinnerung an die Weidenschungeln im Moor in Lappland ließ mich nicht los. Wo gab es hier versunkenen Laubwald, womöglich Weidengestrüpp mit schlanken schmalen Birken und, wenn man darum bitten durfte, mit Aussicht nach zwei Seiten und der Möglichkeit, nach zwei verschiedenen Richtungen zu verschwinden? So ruderte ich mit meinem Boot von Insel zu Insel und fand den sterbenden Wald.



„O du kluger Vogel“



Im sterbenden Wald

Es war ein Gürtel von überflutetem Land, wo der Nadelwald höher hinauf noch trocken und dicht stand, aber wo das Wasser den schlankwüchsigen Birken in der Senkung langsam das Leben nahm. Und als ich dort watend an das Ufer gelangte, sah ich in einer Senkung, wie sich ein Paar großer Schwingen zwischen den Baumreihen hindurch fortbewegten.

Der Kranich! — Er mußte zum Ufer gelaufen und im Schutz der Wand des Nadelwaldes davongeflogen sein. Woher aber kam er? Ich versuchte auszurechnen, von welchem Punkt aus er mein Kommen vom nahen Saum des Nadelwaldes wahrnehmen konnte, und zog von dort aus eine Linie bis zu dem Platz, wo ich ihn zuerst erblickt hatte. Richtig! Nicht hundert Schritt in den Sumpfwald hinein lag das Nest. Und es war genau das gleiche Nest wie das in dem lappländischen Morast, das heißt, eigentlich überhaupt kein Nest, sondern nur zwei herrlich schöne Eier, die eine Handbreit voneinander auf einem Rasenhügel lagen, der breit und flach wie ein Altar war. Als einziges Zeichen der Fürsorge des großen Vogels war eine Handvoll Gras unter ihnen ausgebreitet. Und da stand ich jetzt, mit der Mütze in der Hand, müde, aber andächtig, bestimmt ebenso andächtig wie vor irgendeinem von einem gottbegnadeten Schreiner zusammengezimmerten Altar, und dachte, daß dies Glück mir wohl kaum mehr als zweimal im Leben widerfahren würde.

Es war spät am Tage. Jetzt galt es nur fortzukommen, damit die Eier auch nicht fünf Minuten lang der kalten Abendluft ausgesetzt blieben, und gleichzeitig die Kraniche nicht merken zu lassen, daß irgend jemand das Nest gesehen hatte. Sie mußten vielmehr glauben, daß das Boot nur ein harmloses Fischerfahrzeug war, das nur zufällig und ohne jede böse Absicht an ihr Ufer getrieben kam. Es war gewiß, daß von einem sicheren Ausguck vier Teleskopaugen nach mir und meinem Tun spähten. Und so stieß das Boot ab und trieb sachte den See zurück, während ich so tat, als ob ich mich mit dem Netz beschäftigte, und dabei verstohlen durch den Feldstecher blickte. Aber nichts war zu hören und zu sehen bis zu dem Augenblick,

lautem Gespräch unseres Weges. Aber vorher hatte ich mein wollenes Halstuch geholt und mich überzeugt, daß die Eier noch warm waren.

Ich bin gewiß, daß heutigen Tages mancher verstehen wird, welcher Reiz darin liegt, sich durch Anwendung kleiner Hilfsmittel, mit Geduld und ein wenig List, Zutritt zu verschaffen zu dem verborgenen Familienleben in der Natur, aus der wir durch die Untaten vieler früherer Geschlechter ausgestoßen worden sind. Welcher Reiz liegt darin, die Schuhe von den Füßen zu streifen und sich in den heiligen Raum einzuschleichen, wo die, nächst dem Menschen, vornehmsten Geschöpfe der Natur bei sich zu Hause sind, nicht um zu töten und die Leichen als Trophäen fortzuschleppen, sondern um ganz andächtig in einer Ecke zu sitzen und zu lauschen und endlich bisweilen dieses wundervolle, kostbare Gefühl zu empfinden, das plötzlich das Herz bewegt, wenn eine kleine Vogelmutter ihre Brut gegen einen vielfach stärkeren Feind verteidigt. Jener Tag, an dem ich dort, von Schweiß und Moorwasser durchnäßt, im Sumpf verborgen, sah, wie der große kluge Vogel mit nicht zu beschreibender Umsicht seinem Jungen aus dem Gefängnis des Eies half, ist einer der kostbarsten meines Lebens.

Die Sprache ist so unzureichend, wenn man etwas Derartiges beschreiben möchte. Die Bilder müssen um so mehr erzählen. Sie kosteten mich einen tüchtigen Hexenschuß, zwei verdorbene Stativ und eine Kamera, die rettungslos versank. Hätte ich nämlich in dem Augenblick auch nur einen Finger gerührt, so wäre der Kranich wohl für alle Zeit nach Afrika gefahren. Es geschah, als in ihm das Mißtrauen erwachte, daß unter dem Hügel etwas Verdächtiges verborgen sei, und er herankam, um ihn zu untersuchen. Der Anblick zweier Flügel und die Gewißheit, daß es der Kranich war, der vor mir stand, sagten mir von seiner Persönlichkeit nicht mehr, als mir die Kleider eines Menschen von dessen Persönlichkeit verraten können. Ich gebrauche mit voller Absicht das Wort „Persönlichkeit“, denn ein solcher, vielleicht dreißig oder vierzig Jahre alter, überlegen kluger Vogel, der seine Erfahrungen auf seinen Reisen um die halbe

Welt machte, hat viel mehr gesehen und handelt viel mehr aus Erfahrungsschlüssen heraus, als ein Mensch in seinem Dünkel, der über seine vier Wände nicht herauskam, zu fassen vermag.

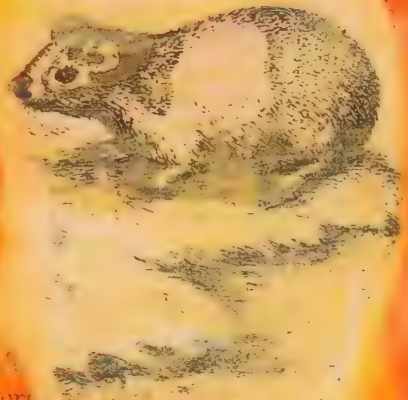
Wenn es bei den meisten scheuen Tieren richtig sein mag, sich die Mängel ihrer Auffassungsgaben zunutze zu machen, um einen Einblick in ihre Lebensgewohnheiten zu bekommen, so ist es bei den begabteren Tieren eher angebracht, zu versuchen, auf ihre Klugheit zu bauen. Mein Versuch, ohne „Zwischenlandungen“ dem Kranich mit einer Kamera zu Leibe zu rücken, stützt sich ausschließlich auf den Verstand des klugen Vogels, der, wenn er recht überlegte, zu dem Schluß kommen mußte, daß hier ein Mensch einfach nicht verborgen sein könnte. Darüber, daß er jede Veränderung im Umkreis von dreißig Schritt um sein Nest bemerkt hätte, kann kein Zweifel sein.

Es war am vierten Tage, nachdem ich mein Versteck im Sumpf hergerichtet hatte. In der Zwischenzeit ließ ich das Boot täglich einmal auf dem See vorbeitreiben, um die Kraniche davon zu überzeugen, daß, wenn auch ein Boot zu sehen war, so doch niemand an Land stieg. Es war zeitig am Morgen, als wir landeten. Als wir die großen Flügel durch die Baumreihen des toten Waldes schimmern sahen, wußten wir, daß alles in Ordnung war. Wie ich mit meinen Gerätschaften in das Versteck gelangte, wäre umständlich zu berichten. Das Boot kehrte mit zwei Männern über den See zurück, so wie es gekommen war. Wenn der Kranich auch mit seinen scharfen Augen eine Drossel auf einen Kilometer Entfernung sehen kann, so war doch unmöglich zu verlangen, daß er erkennen sollte, daß der eine „Mann“ künstlich war. Es wurde wieder still in dem seltsamen Wald, wo junge schlanke Bäume ohne Leben standen, als ob sie jemand ihrer Wurzel beraubt hätte. Der Kuckuck, der den Platz wegen des Sonnenscheins zu lieben schien, kam hinter seinem rotschimmernden Weibchen herbeigeflogen. Der Spiegel meiner Kamera faßte einen breiten Winkel des Sumpfes, und so konnte ich die Brautfahrt des Kuckucks verfolgen, wie er von Baum zu Baum fliegend seiner Schönen zurief, die ihm jedesmal just in

dem Augenblick entwichte, wenn er seinen Werberuf in höchster Erregung hervorstieß. Ich hatte berechnet, daß es eine Stunde dauern würde, bis der Kranich das Boot hatte verschwinden sehen und ehe er möglicherweise sein Ehegespons wiedergefunden und auf jeden Fall seinen Hunger gestillt hatte, zu welchem Zwecke er ja doch den Ort, an dem die Eier verlassen mußte. Ich erwartete, daß er sich durch das Gesträuch der Bäume dem Nest vorsichtig von der andern Seite nähern würde, um den Erdhügel, der vorher nicht dagewesen war, in Augenschein zu nehmen. Mein Erschrecken bei seinem plötzlichen Erscheinen war groß. Ich hatte auf der entgegengesetzten Seite, wo der Kranich fortzuziehen dachte, einen Scharren in die Torfplaggen des Daches geschoben, um sicher zu können und war gerade damit beschäftigt, sie mit dem Messer zu erweitern — es war noch keine Viertelstunde vergangen und so hatte ich gute Zeit — da stand der Kranich plötzlich zwanzig Meter entfernt in voller Pracht. Der Vogel mußte aufmerksamen Vorwand haben, weshalb ich so sehr während der folgenden Sekunde, in denen ich seine Wirkung sah, das Messer von der Millimeter- auf die Zentimeter-Schärfe zog und gleichzeitig durch die andere Luftröhre mit den Kranich beobachtete.

Ich habe keine Ahnung, wieviel er wirklich sah, oder von dem Vorgang befaßt hatte. Ich glaube, daß er die Bewegung der blanken Klinge hätte bemerken müssen. Jedenfalls stand er noch da, und ich versuchte, dies, niemißwieder zu erwartende günstige Gelegenheit auszunutzen. — Der Vogel war mir ja viel näher als das Nest — und die Kamera vom Stativ zu schrauben, um sie auf den Vogel zu richten. Der Apparat ließ sich allerdings sehr leicht schrauben — es muß ein Fehler an der Schraube gewesen sein — **B**ei dem Schlitt mit einer unbaren Schnelligkeit in den Morast und ins Wasser und verschwand. Es war, als ob ein lebendes Wesen dort, wo ich in der Finsternis untergetaucht sei. Und in der Wand, oder im Dache, an der Vorderseite meiner Hütte, oder in der Luft, oder im Moos, in das ich vor kurzem das Objekt mit so großer

faltete sich zurück. Durch dies Fenster sah ich den Vran-
 nich den Hals aufrichtete und auf die V-
 sam wurde. Er mußte ja das Plätschern
 — so schien es mir — jede Einzelhe-
 strahls, der durch die Öffnung eindringte,
 auch mein eines grünes Auge. Und
 Möglichkeit, mich rühren oder pho-
 Kamera war durch das Wasser verdorben,
 nichts gegenüber dem Gedanken, daß
 natürlich entlarvt hatte und alles vor-



Da geschah das, was mir als der entscheidende
 Überlegung und ~~Wahrnehmung~~ erschien,
 gefunden habe, und wodurch ich in
 wurde, daß der Kranich, was seine
 besondere Reizung unter den Tieren
 zu schreien, den Hals über Kopf das laufende
 läufer oder eine Vilderte zu machen habe
 wie eine Vildgans oder ein Brachvogel zu
 machen und nicht wiederzukommen, löste
 nicht ein bestimmte ~~Erkenntnis~~ aus, daß
 und Widerstand — und kam
 mit Widerstand, durch
 Angelegenheiten zu untersuchen
 öfters ~~Wahrnehmung~~ Herannahen des
 leicht ~~Wahrnehmung~~ bes breiten. Welche Bilder
 kennen ~~Wahrnehmung~~ seiner vom Sonnenlicht über
 graten ~~Wahrnehmung~~ rankam. Es war nur zu
 mich jeder Augenblick durch die Öffnung, wo
 Kamera ge-



hätte ~~Wahrnehmung~~ würde ich möchte meinen, daß er auf
 kam. So dicht wie möglich gegen die
 über die Gummistiefel im
 nur noch seine langen Beine
 te, und ich wagte nicht eine
 zu verraten. Eine Ewigkeit
 sah, waren dreiviertel
 der Vogel wiedererblickte. Er

mußte fast über dem Dach gestanden haben und dann rundherum gegangen und mehrfach stehengeblieben sein, um die Sache zu untersuchen; denn als er wieder in das kleine Gesichtsfeld kam, das ich durch das Loch hatte, ging er mit langen Schritten von meinem Versteck aus dem Nest zu, wo er die Eier mehrmals drehte und wendete, bevor er sich ruhig zum Brüten niederließ.

Da wagte ich die Lage bis auf weiteres als gerettet anzusehen und brachte mit einem Zweig ein Moospolster nach dem andern in die gefährliche Öffnung, wobei ich sorgfältig die Augenblicke benutzte, da das scharfe braune Auge dort vor mir auf etwas anderes gerichtet war. Erst dann war es möglich, die Ärmel aufzustreifen und nach der Kamera zu fischen. Jawohl, sie war da, aber wie sie aussah, konnte ich in dem Dunkel da drinnen nur ahnen. Trotz aller Vorsicht mußte der Kranich irgendeine Bewegung bemerkt haben. Mit Augen wie ein preußischer Polizeiwachtmeister kam er vor, um nachzusehen, blieb zuweilen stehen und sah sich nach allen Seiten um, als ob er den Zusammenhang erforschen wollte, verschwand hinter mir — wohin, konnte ich nicht sehen — und tauchte in der nächsten Minute vielleicht wieder auf, um sich nach dem Nest zurückzugeben. Bei der Gelegenheit glaubte ich einen Augenblick, daß ich durch die Halme meiner Öffnung doppelt sah, aber es waren wirklich zwei Kraniche, es war das Männchen, das dem Weibchen folgte. Und dort schritten sie mit zierlicher Würde im Sonnenschein einher, und ich hatte keine Kamera. Es war ein langer Tag, bis die Sonne unterging und das Boot mit seinem „Mann“ endlich landete, aber ich hätte keinen Logenplatz in dem vornehmsten Theater der Welt gegen das Loch im Sumpf und das Schauspiel, das dort in dem toten Wald aufgeführt wurde, eintauschen mögen.

Das Männchen blieb halb verborgen zwischen einigen Bäumen, während das Weibchen wieder zum Nest ging, und ich hatte endlich die Möglichkeit, mich ohne Gefahr wieder ein wenig in Ordnung zu bringen und zu beginnen, diese ganz merkwürdigen Persönlichkeiten recht in Augenschein zu



Die umstrittenen „rostbraunen Federn“



Der Flußuferläufer und der hundertmal größere Vetter

nehmen. Das Männchen betrug sich stets in der gleichen Weise. Es kam nie hervor, und ich sah es nie brüten oder sich mit den Eiern beschäftigen. Insofern war es der Mann. Obgleich ich keinen Beweis dafür habe, so nehme ich doch an, daß das Weibchen das Nest gebaut hatte. Sie glichen einander wie zwei Eier. Das Männchen kam mir um ein ganz geringes kleiner vor. Der Unterschied, an dem ich in diesen wenigen Tagen die beiden unterscheiden lernte, bestand darin, daß das Männchen den Hals steiler hielt und die Grenze zwischen der schwarzen und weißen Färbung am Hals in der Form etwas verschieden war. Das rostbraune Feld auf ihrem Rücken zeigte keinen merkbaren Unterschied. Bei fast jeder bekannten Tierart gibt es eine Eigentümlichkeit, über die die Gelehrten sich den Kopf zerbrechen. Bei dem Kranich handelte es sich immer um die braune Färbung. Man hat vor langem einmal entdeckt, daß die alten Kraniche im Sommer auf dem ganzen Rücken rostbraune Federn haben, daß das Weibchen sich den Rücken mit Moorerde beschmierte, um an ihrem Brutort Feinden nicht so leicht in die Augen zu fallen. Unser berühmter Sven Nilsson äußerte sich in seiner Fauna über diese Ansicht wie folgt: „Wenn Herr v. Homeyer meint, daß der Kranich sich selbst mit dieser Farbe anstreicht, um dem Torfmoos seines Brutplatzes zu gleichen, so dürften wenige Ornithologen seine Ansicht teilen.“

Herr v. Homeyer hatte richtig gesehen. Der Schwede Meves kam später auf den Gedanken, einige von den rostroten Federn chemisch zu analysieren, und in der Tat enthielten sie die gleichen eisenhaltigen Bestandteile wie das rote Moorwasser unserer Sümpfe und die „rostigen“ Steine unserer Gewässer, in denen sich Mooreisen befindet. Aber andererseits war Sven Nilssons Überlegung mit Bezug auf das Motiv ganz richtig. Es war schwer zu verstehen, warum der Kranich sich gerade auf dem Rücken eine besondere Schutzfärbung schaffen sollte. Vor wem sollte er sich schützen? Kein Vogel, nicht einmal der Steinadler, läßt sich mit dem scharfen Schnabel des Kranichs ein, und der Mensch hatte zu jener Zeit noch nicht fliegen gelernt. Daß Vögel von eisenhaltigem Wasser rostgelb gefärbt sind, ist nichts

Seltenes. Die schöne rostgelbe Färbung des alten Lämmergeiers, die sich in der Gefangenschaft verliert, soll von seinen Bädern in den Gebirgsbächen herrühren. Die alten weißen Schwäne von den Seen der Tundra haben vom Wasser rostgelbe Flecke auf ihrem Kleid, und eine Menge von Entenvögeln weisen die gleichen Flecke auf, ohne daß sie als Schutzfärbung zu deuten wären. Aber wiederum — daß der Kranich seinen Rücken mit Moorwasser und Schlamm einsalbt, sah ich bei dieser Gelegenheit zu wiederholten Malen. Es kann nicht geleugnet werden, daß die rostroten Federn, die er sich auf diese Weise verschafft, genau der Färbung gleichen, die ihre kleinen Küchlein während der ganzen Dauer ihres Wachstums zum Schutze mitbekommen haben. Und die Schutzfärbung eines brütenden Vogels kann sehr gut gegen die Gefahr von solchen Vögeln gerichtet sein, die zwar nicht stark genug sind, den brütenden Vogel selbst anzugreifen, aber die über die Lage des Nestes in Unkenntnis gehalten werden sollen, damit sie, wenn der Vogel es verläßt, um Nahrung zu suchen, nicht schon im voraus wissen, wo sie die durch ihre Farbe geschützten Eier zu suchen haben oder, falls diese von schutzgefärbten Daunenfedern bedeckt sind, den Platz, wo die Eier verborgen sind.

Dafür, daß die Kraniche mit den Feinden, die ihre Eier oder Jungen bedrohen könnten, rechnen und sie fürchten, habe ich wiederholte Beweise. Das Männchen, das viele Stunden lang in der Umgebung des Nestes auf Wache stehen konnte, hatte eine besondere Sprache von girrenden Lauten in verschiedenen Tonlagen, durch die es seine Meinung äußerte. Das Weibchen antwortete selten, bis eines Tages die Jungen ausgebrütet waren; da „sprachen“ die beiden eifrig zusammen.

Kam etwa ein Bussard gesegelt, was täglich mehrere Male geschah, so verfolgten die beiden Vögel ihn genau mit ihren Blicken, und das Männchen ließ einen wiederholten Warnungsruf hören. Ebenso war es, wenn eine Krähe sich im Baum sehen ließ. Da geschah es auch, daß das Männchen sein eingezogenes Bein niedersetzte und einige Schritte machte, um nachzusehen, ob die Verdächtige vielleicht irgendwo saß, wo sie nicht so

leicht zu beobachten war. Kam hingegen ein zweifellos harmloser Vogel, so machte keiner der beiden Miene, sich darum zu kümmern. Das Kuckuckmännchen, das sicher diesen Sumpfwald ebenso als sein Eigentum betrachtete wie die Kraniche, flatterte den ganzen Tag unermüdlich rufend von Baum zu Baum oder zwischen dem Gebüsch umher. Ich betrachtete es als einen Bundesgenossen, denn solange es in einem Busch oberhalb meines Versteckes über meinem Kopf saß, mußten die Kraniche meinen Hügel als nicht verdächtig ansehen. Es konnte ihm einfallen, sich auf einem Zweig gerade über dem Kranichweibchen im Birkendickicht niederzulassen und zu rufen, als ob er ihm ein Ständchen bringen wollte. Sie sah kaum nach ihm hin.

Ein paar Tage nach dem Unglückstage war ich mit einer anderen Kamera wieder unter dem Hügel verborgen und besser auf das vorbereitet, was eintreffen konnte. Der erste, der, nachdem alles ruhig geworden, zum Kranichnest kam, war ein kleiner Flußuferläufer. Er wohnte unter einem Wacholderbusch auf dem nächsten trockenen Hügel und hatte die Torfmoospolster und Lachen als Jagdrevier.

Er fand bei dem Nest etwas zu essen und stand dort neben den Eiern, als der Kranich zwischen den Birken herbeikam. Er blieb stehen, bis der hundertmal größere Vetter gerade über ihm stand. Dann ging er sachte vom Nest fort, um Platz zu machen. Und obwohl das eine Junge gerade ausschlüpfen sollte, dachte das Kranichweibchen offenbar gar nicht daran, nach dem kleinen Eindringling zu hacken, sondern begann, sich mit den fast erbrüteten Eiern zu beschäftigen, bevor es, mit stets gleicher Sorgfalt unter sachter Krümmung seiner langen Beine vorwärts gebeugt, auf seinen Schatz am Boden niedersank. Es saß lange ruhig da, bis es plötzlich von Unruhe ergriffen wurde; ich glaubte anfangs, daß es irgend etwas von mir wahrgenommen hätte. Es erhob sich hastig und machte sich mit eingezogenem Hals vornüber gebeugt davon, auf eben dieselbe Weise wie an jenem Unglückstage, als das Boot kam, mich zu holen. Was mochte ihm in den Sinn gefahren sein? Es kam alsbald anscheinend völlig beruhigt zurück. Mir ist oft aufgefallen, daß

die allerkügsten Vögel, nachdem sie stundenlang sich vollkommen ruhig verhalten haben, plötzlich ein Gefühl der Unruhe oder des Schreckens zeigen, gerade so wie wir Menschen. Da stürzen sie Hals über Kopf fort und kommen nach einer Weile zurück, als ob nichts geschehen sei. Äußere Anzeichen von Gefahr hatten sich nicht gezeigt. Was mag so plötzlich über sie gekommen sein? Ich habe das so oft bemerkt, daß ich keine andere Erklärung habe, als daß sie gerade so wie der Mensch sich erlauben, Nerven zu haben. Sie erinnern sich an etwas, das sie bedroht hat, sie glauben es zu sehen, und in ihrer Einbildung handeln sie dementsprechend; gerade so wie wir Menschen. Also nicht einmal durch unsere schwachen Seiten will es uns glücken, uns unzweideutig von den Tieren zu unterscheiden.

An diesem Tage erbrütete der Kranich sein erstes Junges. Ich war gerade zur rechten Zeit gekommen, und es bedeutete mir ein großes Glück, diesen Vorgang den ganzen hellen Sonnentag vor meiner Kamera beobachten zu können. Am Morgen sah ich, daß der Schnabel eines Jungen aus der groben Schale hervorglugte. Mit welcher Sorgfalt bemühte sich jetzt der große Vogel um die weitere Entwicklung. Während des Brütens hatte er sich jeden Tag mehrere Male erhoben, um die Eier in eine andere Lage zu bringen. Alle Vögel tun das. Nun achtete er mit aller Sorgfalt darauf, daß das Kleine richtig in der Öffnung lag, um zu verhindern, daß es etwa auf dem Kopf im Nest stand oder durch eindringende Halme verletzt würde. An diesem Vormittag erhob er sich immer wieder, um zu schauen, wie weit es war, und ging vorsichtig rund um das Nest, damit er mit seinen großen Füßen dem kleinen Weltbürger keinen Schaden zufügte, während das Junge so laut piepste, daß ich es in fünfzehn Schritt Entfernung durch die Spalte meines Erdhügels vernehmen konnte. Dann blieb er minutenlang mit gesenktem Kopf stehen und heftete den Blick auf den wichtigen Vorgang, als ob er der lieben neuen Stimme lauschte und darüber nachdächte, was er jetzt tun solle. Zuweilen wandte er das Ei im Kreis herum, aber so, daß das Kleine den Kopf oben hatte. Überall befindet sich die Öffnung oben. Ich dachte daran, daß



„Es erhob sich hastig und machte sich davon“



Das kleine rote Küken mit dem hochragenden, schweren Vogel

es für eine Vogelmutter mit vielen Eiern unmöglich sein müßte, so große Sorgfalt walten zu lassen; aber da kommt es wohl auch nicht so sehr darauf an.

Nachdem das Kranichweibchen zu wiederholten Malen so in Nachdenken versunken dagestanden hatte, faßte es ganz behutsam mit dem Schnabel an die Kante der Öffnung und trennte oder brach — was von beiden, vermochte ich nicht festzustellen — Stückchen der Schale ab. Jedesmal, so oft sich dies ereignete, sah ich ein wenig mehr von dem Jungen, jedesmal beschäftigte es sich länger mit ihm. Um die Mittagszeit, als die Mutter sich wohl zum zwanzigstenmal erhob, um nachzusehen, war eine große Veränderung eingetreten. Die Schale war in zwei Teile gesprengt, und dazwischen war das halbe rote Junge sichtbar. Da wurde sie richtig eifrig. Sie wußte kaum, auf welchem Fuß sie stehen sollte. Aus der Kehle des sonst so unbestechlich schweisgsamen Vogels drängten sich vor Eifer und Unruhe eigentümliche, halbunterdrückte Laute, die die Teilnahme für dies merkwürdige Kind, das so viel kleiner als er selbst war, bekundeten. Mit zärtlicher Fürsorge entfernte sie die Schalen von seinem nassen Daunenkleid und schaffte sie beiseite, damit sie ihm keinen Schaden zufügten — es war ein so merkwürdiges Bild, das kleine, rote Küken zusammen mit dem hochragenden, schweren Vogel —, und mit einem unbeschreiblichen, leisen, zufriedenen Girren sorgte sie, daß das Junge, als sie es wieder mit ihrer Mutterliebe bedeckte, unter ihre Brustfedern kam, damit es trocknete.

Eine ruhige Stunde verging. Es vergingen zwei und drei. Da rührte sich etwas unter den weichen Brustfedern. Die großen Schwingen lüfteten sich vorsichtig, und ein neugieriger kleiner Knirps, der sich bereits die Welt besehen und sein Kleid auf eigene Faust trocknen wollte, kroch in den Sonnenschein hinaus. Ich legte unter dem Hügel meine letzten Platten ein, da ich gewiß war, dieses Bild nie wieder zu sehen. Und als das Boot sachte an Land trieb und der Kranich sich fortgeschlichen hatte, machte ich mich so schnell wie möglich davon, damit das Junge nach Sonnenuntergang nicht ohne Schutz bleiben sollte. Wie wir

eilends davonruderten, stand das Kranichpaar weit entfernt auf dem freien Ufer und rief in den stillen Abend hinein. Lange nachdem der letzte Ruf längst verklungen war, widerhallte noch das Echo vom fernen Waldessaum.

Am nächsten Tage regnete es, und ich wagte nicht, sie zu stören, und am übernächsten sah ich sie zum letztenmal, zum mindesten in ihrem Walde, der in dem Moorgebiet unserer gemeinsamen Heimat lag. Als wir uns am Morgen durch den Sumpf heranschlichen, sahen wir, wie der Kranich geduckt davonlief. Das war das einzige Mal. Inzwischen war auch das zweite Junge zur Welt gekommen, und das andere saß aufrecht im Nest mit einer Miene, als ob es fragen wollte, was das für Vögel wären, die dort kämen. Es war leicht einzusehen, daß sie innerhalb weniger Stunden im Sumpfdickicht verschwunden sein würden, und ich verbarg meine Kamera nochmals unter dem Hügel, um vielleicht endlich ein Bild von beiden Kranichen zusammen zu bekommen. Aber das war eine vergebliche Hoffnung. Es war eine Veränderung in der Wahrnehmung der Elternpflicht eingetreten. Die beiden Jungen waren bereit, in die Welt hinauszugehen, nachdem die Mutter geduldig ihre Pflicht erfüllt hatte. Jetzt trat das Männchen an ihre Stelle. Ich sah mit Verwunderung, wie es durch das Gestrüpp kam. Es war also hier das gleiche wie bei vielen kleineren Watvögeln, wo das Männchen die Obhut über die zarten Jungen übernimmt. Das Weibchen folgte gleich darauf, aber das Männchen ging zum Nest und lockte die Jungen, während das Weibchen im Gebüsch blieb und sich ruhig die Federn putzte. Das Männchen hingegen war nicht so ruhig. Ich weiß nicht, ob es vielleicht die ganze Zeit über meine Nähe geahnt oder ob ihm erst heute klargeworden war, daß hier im Sumpfwald nicht alles in Ordnung sei. Sicher ist, daß es sich jedenfalls nicht offen am Nest zeigte. Es blieb nur einige Meter zur Seite entfernt, verbarg sich aber so geschickt hinter den Birkenstämmen und dem Gebüsch, daß ich es unmöglich in die Kamera bekommen konnte. Daß es trotzdem glückte, war nur dem Zufall und einem ungewöhnlichen Ereignis zu verdanken. Darüber später. Es lockte



„Ein neugieriger kleiner Knirps kroch in den
Sonnenschein“



„Wie ein Bootsmann stand es auf den kurzen Beinen“

die Jungen und das größere Junge antwortete. Es war hungrig und das Männchen hatte Futter im Schnabel, eine Larve oder ein Fröschlein, was es war, konnte ich nicht sehen. Das Weibchen antwortete und lockte zuweilen ebenfalls, und schließlich ging das große Junge mit festen Schritten über den Nestrand und verschwand zwischen den Birken. Es war anscheinend schon früher einmal dort gewesen. Eine gute Zeit verging. Das andere Junge war auch hungrig. Es stolperte im Nest umher und piepste. Die Alten antworteten. Es war das ihre Art, die Jungen vom Nest fortzulocken, sobald sie laufen konnten. Sie bekamen sonst ganz einfach kein Futter. Ich hatte in meinem Versteck bereits die Hoffnung aufgegeben, von dem Männchen ein Bild zu bekommen. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis die ganze Familie hinter den Bäumen verschwunden war und nur noch die Eierschalen im Nest zurückblieben. Da kam plötzlich eine Krähe geflogen und setzte sich auf eine Birke gerade über dem Nest. Sie stieß jenes kurze Gekrächze aus, das besagt, daß sie etwas bemerkt hatte, was sie interessierte. Die langen Hälse der Kraniche waren im Augenblick über dem Gebüsch sichtbar. Das Männchen stieß einen scharfen, schnarrenden Warnungslaut aus. Aber die Krähe ließ sich nicht stören. Sie fuhr fort, neugierig zu krächzen, und flog ohne weiteres auf einen Zweig dicht über dem Nest, nur ein paar Meter von dem Jungen entfernt. Es konnte kein Zweifel über ihre Absichten herrschen; ihr Benehmen war kennzeichnend für ihre Frechheit.

Das war mehr, als der Kranichvater ertragen konnte. Er ließ sein Mißtrauen gegen mich fahren. Wie ein gereizter Stier stürzte er in die Arena. Er schrie vor Aufregung, und die Schmuckfedern wehten. Die Krähe machte sich natürlich in größtem Schrecken davon. Leider kehrte er mir den Rücken zu und hielt sich im Schatten, aber wie er sich mit zurückgewonnener Würde vom Kampfplatz fortbegab, bekam ich ihn gerade in dem Augenblick in die Kamera, als er mit einem langen Blick über das Gebüsch zu meinem Hügel hinüberschaute. Das andere Junge hatte die Gelegenheit benutzt, zu entwischen, und damit war das Schauspiel zu Ende.

Es wäre so verlockend gewesen, jetzt herauszukriechen und mit der Kamera zu folgen, aber der Gedanke, den klugen Vögeln alles zu entdecken und sie dem plötzlichen Erschrecken auszusetzen, schien mir zu undankbar. Ich mußte warten, bis das Boot am Abend kam. Noch war etwas Sonne da. Das große Junge war bereits im Wirrwarr des Sumpfes verschwunden, wo die Alten sich seiner angenommen hatten. Nur das kleinere saß noch hinter dem Nestrand und schaute naseweis in die Welt hinaus, die so unfaßbar groß war. Aber es hatte gute Anlagen. Wie ein Bootsmann stand es auf den kurzen Beinen, obgleich es noch im Daunenkleidchen war. Als ich es aufnehmen wollte, biß es mich mit seinem kleinen, scharfen Schnabel in den Finger. Und ich betrachtete das kleine Wesen in meiner Hand mit der gleichen Ehrfurcht wie eine seltene Blume, die man vielleicht nur ein einziges Mal im Leben berührt. Das war also das Junge des „Kuorga, des Vogels, der so groß ist wie ein Mensch“, wie der Lappländer sagte.

Du kleiner Knirps! Wirst du wirklich in nur ein paar Monaten so groß werden wie die Alten, um dich dann nach Afrika aufzumachen und alles Merkwürdige dort zu sehen? Wirst du den Nil hinaufziehen und auf die Pyramiden niederschauen oder eines Tages die tropischen Gefilde sehen und all die gewaltigen Tiere von Äthiopien? Merkwürdig, wenn man dir nicht folgen könnte und schauen, wie du dich unter Negern und Krokodilen und Vögeln ausnimmst, die größer sind, als du je werden kannst!

Aber wohin zogen die Kraniche, wenn sie im Herbst gen Süden flogen? — Seit es eine Wissenschaft gibt, haben die Gelehrten sich über das Wunder des Vogelzuges gestritten. Es war zu auffallend, daß eine Anzahl Vögel, die ihre Jungen in den Kulturländern aufzogen, im Frühjahr dorthin kamen und mit ihren Jungen wieder verschwanden, wenn der Winter hereinbrach. Und der Anblick der unzähligen Scharen, die aus unbekannten Ländern im Norden am Himmel vorbeizogen, fesselte stets das Auge. Auch war der Zugvögel Ankunft für die Bevölkerung mancher Länder eine frohe Botschaft, mit deren Kommen ihr Wohlstand wuchs und mit deren Gehen die Minderung ihres Wohlstandes zusammenfiel, so daß es sich wohl lohnte, über sie nachzudenken.

Über dieses Problem sind im Laufe der Zeit mehr Ansichten geäußert worden, als es verschiedene Arten von Zugvögeln gibt. Heute sucht man die Frage nach der Ursache des Vogelzuges wie folgt zu erklären. Man meint, daß während der Tertiärzeit durch die beim Nahen der Eiszeit langsam eintretenden klimatischen Veränderungen die Vögel gezwungen wurden, den immer strenger werdenden Wintern zu entfliehen. So entstanden zuerst die Strichvögel, die sich während der kalten Zeit immer weiter von ihrem Brutplatz entfernten, um Futter zu suchen, und dann die Zugvögel, die mit der gesteigerten Flugfähigkeit die Gewohnheit vererbten, schon ehe der Winter vor der Tür stand, nach Ländern zu fliegen, wo es genügend Futter und Wärme gab, bis die wiederkehrende warme Jahreszeit und der erwachende Paarungstrieb sie veranlaßten, wieder die Gegend aufzusuchen, wo sie ihre Jungen am besten aufziehen könnten.

Schon Aristoteles hatte wahrgenommen, daß gewisse Arten von Vögeln vor dem Winter flüchteten, um mit wärmeren Winden wieder zurückzukehren. Trotzdem behauptete er, daß der Storch, die Lerche und die Schwalbe gleich Fröschen und Schlangen Winterschlaf hielten. Ganz sicher haben seit urgrauer Zeit die Vogelheere durch Tausende von Jahren im großen ganzen dieselben Zugwege eingehalten, aber erst in den letzten Jahrzehnten haben die Menschen ein Verfahren ersonnen, um einen

Teil dieser Zugwege in einer sehr breiten Straße, die sich über Meere und Erdteile erstreckt, auf der Karte festzulegen. Sie begannen nämlich Tausenden von jungen Vögeln und gefangenen alten Vögeln Ringe an den Beinen zu befestigen. Auf den Ringen war eine laufende Nummer und eine Adresse eingraviert. Fielen nun im Laufe der Jahre eine Anzahl Vögel aus der gleichen Heimat auf ihren Wanderungen den Menschen in die Hände oder verunglückten sie, so war es möglich, nach den Fundorten festzustellen, wie die Verbindungslinie dieser Fundorte auf der Karte die allgemeine Richtung wies, die die Mehrzahl der Vögel zu nehmen pflegen. Es zeigte sich, daß die größere Anzahl von beringten Vögeln in Europa ihre Herbstfahrt nicht geradenwegs nach Süden antritt, sondern sich in südwestlicher Richtung über unsern Erdteil bewegt. Dies läßt sich leicht erklären, da einzusehen ist, daß sie auf diesem Wege am schnellsten in wärmere Luftschichten kommen. Besonders Wat- und Schwimmvögel folgten so regelmäßig den Küsten der Ost- und Nordsee und des Atlantischen Ozeans, daß man sich verwundert fragte, wohin diejenigen ziehen wollten, die nicht auf Irland oder in den spanischen Sümpfen überwintern können. Ob sie möglicherweise den Flug über den Atlantischen Ozean wagen, wie die beiden beringten, gewöhnlichen Möwen von der Ostsee, von denen die eine auf Barbados und die andere in Mexiko ertappt wurde, ohne daß man einen vernünftigen Grund dafür finden könnte, warum sie dorthin flogen? So war man allgemein der Ansicht, daß der Herbstzug unserer Vögel in der Hauptsache nach Südwesten ginge. Nur ein kleiner Teil der beringten Vögel schlug von Anfang an einen südlichen oder südöstlichen Kurs ein. Unter ihnen waren solche Vögel aus unseren Gebirgsgegenden, von denen man annimmt, daß sie erst nach der Eiszeit aus östlichen Ländern eingewandert sind. Aber der Zug der weißen Störche, von denen man leicht Tausende von Jungen beringen konnte, teilte sich. Diejenigen, die in Westeuropa heimisch waren, genauer gesagt, westlich der Weser, konnten mit Sicherheit über die Pyrenäische Halbinsel verfolgt werden, von wo sie wahrscheinlich nach Nordafrika



Die Kraniche ziehen den Nil herauf



Im gelobten Lande

weiterflogen. Die große Schar aus den übrigen europäischen Ländern nahm den Weg über den Balkan, Syrien, Palästina, Ägypten und hatte zum allgemeinen Erstaunen ihr regelmäßiges Winterquartier im südlichsten Afrika. Dort fand man auch einige Schwalben, die als junge Tiere in England beringt worden waren, während von den vielen Tausenden Schwalben, die in Ungarn mit Ringen versehen wurden, bisher noch keine einzige von der Wissenschaft festgestellt werden konnte.

Aber welchen Weg reisten unter all diesen Vögeln denn die stolzen Kranichheere meiner Kindheit von der herbstlichen öländischen Heide? Es war kein Zweifel, daß sie die Ostsee und das mitteleuropäische Flachland auf ihrem Flug nach Süden kreuzten, aber welchen Kurs nahmen sie dann?

Unter den Hunderttausenden von beringten Vögeln fanden sich wenige oder gar keine Kraniche. Das war ganz natürlich. Erwachsene oder halberwachsene Kraniche fielen den Menschen selten in die Hände, und selbst wenn jemand einen jungen Kranich im Nest gefunden und ihn mit einem Ring versehen hätte, so wäre der Ring entweder binnen kurzem zerbrochen oder der Vogel wäre zeitlebens zum Krüppel geworden, sobald die langen Beine zu wachsen angefangen hätten. Aber als ein erwachsener Kranich einmal mit einem Ring um den Hals antrat, wurde er auch historisch berühmt. Es gab einen russischen Magnaten, der sich auf seinem Gut in Südrußland mit Tausenden von in Freiheit lebenden Vögeln umgab. Er ließ im Herbst 1892 einen Kranich mit einem Medaillon um den Hals fliegen. In dem Medaillon befand sich eine Aufforderung in russischer, französischer und englischer Sprache, daß derjenige, dem der Kranich in die Hände fiele, eine Botschaft senden möge, wo der Kranich gefunden worden wäre. Die Antwort kam in Slatin Paschas weltbekanntem Buch „Mit Feuer und Schwert im Sudan“. Denn als Slatin Pascha im Kriege gegen den Mahdi gefangen wurde, zeigte ihm der Kalif Abdullah das Medaillon mit der Schrift. Der Kranich war im Winter desselben Jahres, in dem er von Rußland fortflog, in Dongola gefangen oder geschossen worden.

Daß es im Innern des östlichen Afrikas im Winter Scharen von Kranichen gibt, weiß man seit langem. Nach welcher Gegend des geheimnisvollen Erdteils Buffon seine Kraniche ziehen läßt, wenn er berichtet, daß die von der Reise ermüdeten von Gorillas angefallen wurden, ist allerdings ungewiß, aber bereits Brehm sah Kraniche zu Tausenden an den Ufern des Weißen Nils in Kordofan unterhalb Abessiniens. Über Ägypten wurden sie im Herbst und im Frühjahr auf dem Zuge gesehen und rasteten dort auch auf den Sandbänken des Nils. Aber konnten das unsere Kraniche sein? Es war ein Glaubenssatz geworden, daß unsere weitreisenden Zugvögel in südwestlicher Richtung über Spanien nach Nordwestafrika zogen, wo die Kenntnis über ihr weiteres Verbleiben im Wüstensand zu verrinnen schien. Man hatte Kraniche über Belgien und Frankreich ziehen sehen. In Südspanien kannte man einige Stellen, wo Kraniche brüteten. In der Küstengegend der Straße von Gibraltar sollten sich im Winter Kraniche finden. Um eine eigene Anschauung zu bekommen, was die Vögel in dem Lande dort unten trieben, nahm ich, einen Feldstecher in der Tasche, in Toulon einen Ostindienfahrer und fuhr mit bis zur Straße von Gibraltar. Es war Mitte März, und die Kraniche mußten wohl jetzt da sein. Am Weißen Nil sah ich das Jahr darauf zur selben Jahreszeit Kraniche zu Tausenden. Ich suchte vergebens nach ihnen an der marokkanischen Küste und längs der flachen Bucht bei Algeciras, fuhr durch das andalusische Paradies nach der Sierra Nevada, um nach dem Lämmergeier zu sehen, und zurück durch das Flachland von Sevilla und von dort längs des Guadalquivir nach dem Sumpfgebiet. Dort endlich erblickte ich über der unendlichen Lagunenlandschaft zwei Kranichtrupps. Hier tummelten sich unzählige Wasservögel, Enten, Seeschwalben, Möwen, graue und weiße Reiher und Scharen kleiner Watvögel am Strande. Auch weiße Störche sah ich, aber nur wenige. Es wollte mir nicht in den Kopf, daß dies das Land sein sollte, das unsere Kraniche zum Aufenthalt für den ganzen Winter aufsuchen. Die Angabe, daß „die Kraniche“ in den Mittelmeerländern überwintern, schien mir immer fraglicher. Das konnte höch-

stens eine geringe Anzahl von ihnen tun. Warum blieben denn sonst die Kranichheere, die im Herbst und besonders im Frühjahr über Ägypten an der gedeckten Tafel des Deltas und des Niltals zu sehen waren, nicht dort, sondern zogen zwanzig ganze Breitengrade weiter nach Süden in den tropischen Sudan, wo die Kraniche sowohl aus Asien als auch aus Europa sich zu sammeln schienen, um auf den Durrafeldern zu äsen? Alle der Wissenschaft bekannten Fundorte von Kranichen im tropischen Afrika lagen im Osten¹, in Nubien, Dongola, Kordofan, Sobatland und Abessinien². Aus dem westlichen Afrika, südlich der Sahara, schienen die gelehrten Werke nichts von unseren großen Zugvögeln zu berichten zu haben, und in Zentralafrikas großem Urwaldgürtel hatten die Kraniche augenscheinlich nichts zu suchen. Jedoch der berühmte Forscher Hartert hatte gegen Ende des Monats Februar im Innern von Algier Kraniche laut rufend von Süden her über die Wüste fliegen sehen, und Baron Geyr von Schweppenburg schildert in seinem Bericht von der Reise zu den Tuaregs im Winter 1913-1914, wie er zu seiner Überraschung mitten in der Sahara überall unsere gewöhnlichen Zugvögel fand, nicht nur solch gute Flieger wie die Schwalben, sondern auch solche armen Wichte wie den Uferschilfsänger, der sonst nur am Wasser zu finden ist, und den kleinen, zarten Laubsänger. Und als er den Punkt in Hoggars sagenumsponnenem Hochland erreichte, wo die Expedition umkehren mußte, sah er dort außer einer Menge unserer bekanntesten Kleinvögel — wie Bachstelze, Steinschmätzer, Nachtigall, Rotschwanz, Blaukehlchen — auch den weißen Storch und solche Vögel wie die Waldschnepfe und den Flußuferläufer, die bei uns an Seen und Bächen zu Hause sind und die Küste oder die Wasserläufe entlangzuziehen pflegen.

Daß alle diese Vögel nicht in den trockenen Wüstenbergen überwintert hatten, ist mehr als wahrscheinlich. Viele der kleinen Vögel schienen von langer Reise ermüdet. Woher kamen sie also, und wohin ging ihr Weg? Folgten sie nicht jener Linie

¹ Reichenow, Die Vögel Afrikas (Dietrich Reimer, Berlin).

² Auch in Südafrika sollen vereinzelt Kraniche gefunden sein.

von Gebirgsmassiven und Oasen, die von Afrikas nordwestlicher Ecke das Becken der Sahara schneidet, sich zum Tschadsee und dem westlichen Flußgebiet des Weißen Nils erstreckt und die, möglicherweise noch vor der Tertiärzeit, doch einmal der Südküste des Mittelmeers sehr nahe lag? War es möglich, daß ein Teil des großen Zugvogelstroms, der aus Europas nördlichen Ländern, soweit wir es wissen, nach Südwesten flog, am Ende des Erdteils einen ganz andern Kurs nimmt und vielleicht der gleichen Linie folgt, wie es vor Zehntausenden von Jahren ihr Geschlecht tat, als das Meer und die Wüste anders gelegen waren? Und wenn unsere Kraniche den Störchen nicht längs des Nils folgten, sondern mit dem Strom nach Südwesten steuerten, war es da wohl möglich, daß sie auf dieser Straße trotzdem den tropischen Sammelplatz im Sudan erreichten? Wenn eine Nachtigall und ein kleiner Laubsänger die Sahara überfliegen können, so dürfte das für die Kraniche wohl nicht unmöglich sein. Wüsten und Hochgebirge dürften ihnen gleich geringe Schwierigkeiten bieten. Der Forscher Radde sah sie über die mehr als 4000 Meter hohen Berggipfel des Kaukasus fliegen, und aus Asien berichtet Przevalsky, daß er in 4500 Meter Höhe Kraniche so hoch über sich fliegen sah, daß er die Vögel kaum erkennen konnte.

Das waren alles Fragen, deren Antwort kommenden Zeiten vorbehalten ist. Dagegen war es sicher, daß das große Winterland der Kraniche in Afrika im Gebiet des Weißen Nils liegt. Welcher Kranich von Rußland kam und welcher derjenige war, den ich als kleines rotes Küchlein im schwedischen Walde in der Hand gehalten hatte, war allerdings nicht zu unterscheiden. Aber schließlich war es ebenso wahrscheinlich, daß unsere Kraniche nach dem Sudan reisen, wie daß unsere Störche im südöstlichen Afrika überwintern. So gab ich es auf, weiter in Spanien zu suchen, nahm einige Kameras und fuhr zum Nil, um zu sehen, wohin die Kraniche zogen.



Wie die Vögel den Nil, das Delta und das Mittelmeer
übersehen

Royal Air Force Official Crown Copyright



Dort unten liegen die Sphinx und die Pyramiden

Royal Air Force Official Crown Copyright

Das erste, was die Zugvögel von Ägypten sehen, wenn sie auf ihrem Fluge vom Norden her Land erspähen, sind die bleigraue Erde und die grünen Felder, die sich gegen Süden in einem ständig schmaler werdenden Winkel zwischen die goldroten Wüstenberge einschieben. Kaum einmal im Jahre zeigt sich eine Regenwolke am Himmel, aber unten auf der Erde liegt ein blinkendes Netz von Wasserrinnen. Unzählbar sind die schmalen, geraden, von den Menschen gegrabenen Kanäle; spärlich schlängeln sich die breiten Arme des Nils durch das Delta. Wenn sie sich der Küste nähern, breiten sie sich in großen, seichten Lagunen aus, die vom Meer durch buchtige Landzungen getrennt sind.

Wälder, darin ein Vogel sich ausruhen und Schutz vor der brennenden Sonne finden könnte, gibt es dort nicht; nur lichte Haine von Dattelpalmen mit kahlen Stämmen und ewiggrüne Obstgärten, wo Mandarinen und Orangen den ganzen Winter hindurch wie goldene Äpfel leuchten. Ein Gebüsch, in das ein kleiner Sänger sich flüchten könnte, ist kaum da. Aber auf den Feldern wächst das Zuckerrohr während des Winter zu dichten Dschungeln heran, und an den sumpfigen Ufern der Lagunen steht das Schilfrohr höher und dichter als irgendwo in ihrer nördlichen Heimat. Die Vögel, die am Tage ankommen, suchen aus ihrer luftigen Höhe mit scharfen Augen den Platz, der ihnen gerade zusagt. Wo Alte mit im Zuge sind, kennen sie ihren Weg; die Jungvögel, die sich auf eigene Gefahr auf den Weg begeben mußten, spähen nach der von der Heimat her gewohnten Örtlichkeit aus und nach Artgenossen, denen sie sich zugesellen können. Seevögel lassen sich in Scharen zwischen Pelikanen und rosafarbenen Flamingos nieder. Kampfhähne und Wasserläufer werden von dem fetten Morast bei den Kanälen angelockt. Bachstelzen und andere kleine Vögel sammeln sich, wo das bestellte Land an die Wüste grenzt. Scharen von Kiebitzen fallen in die fruchtbaren Äcker ein, auf denen sich weiße Kuhreiher unbesorgt zwischen den schweren weidenden Büffeln bewegen. Die Störche, die eine Tagereise vom Jordan und von Jericho her hinter sich haben, ruhen auf

den Schlammhängen im Nil aus, wo auch die Kraniche zuweilen rasten.

Aber alle Vögel, die während der Nacht kommen, nehmen den Kurs einem inneren Gefühl folgend und horchen, ob sie da unten die Stimmen anderer Vögel vernehmen, die eine Nacht vor ihnen ankamen und nun um Platz streiten oder nach der langen Reise Futter suchen. Sumpfhühner und Teichhühner finden die Ihren im Rohrdickicht wieder. Bekassinen fallen wie Steine aus der Höhe auf die sumpfigen Stellen nieder. Die kleinen Wachteln, die im Dunkeln über die Wüste Sinai flogen, beeilen sich, ihre müden Flügel in den grünen Feldern zu bergen, bevor der Tag graut. Die Wildenten, die das Wasser wahrnehmen, sausen überall hernieder, wo die Wasserspiegel auf der dunklen Erde blinken.

Die meisten bleiben nur eine Nacht, vielleicht noch den folgenden Tag, möglicherweise eine Woche, um auszuruhen. Für sie ist dies Land nicht warm genug. Für viele ist es nur der Anfang der Reise. In ihrer Brust brennt die Sehnsucht nach den tropischen Ländern jenseits der Nubischen Wüste und der kahlen düsteren Berge — nach dem Weißen Nil, der jetzt, da die Regenzeit dort unten vorbei ist, einem rinnenden Meer gleicht — nach schlammigen Ufern, wo die Krokodile friedlich zwischen den Vögeln schlafen, die sie bewachen, wo die Flußpferde sich ihren Weg durch das Papyrusdickicht bahnen und wo die schwarzen Menschen so viel Durra auf den Feldern zurücklassen, daß die Kraniche sich den ganzen Winter hindurch davon ernähren können, ohne daß das Futter zu Ende geht.

Schar auf Schar bricht auf; in der Dämmerung diejenigen, die die Nacht hindurchfliegen, im Morgengrauen die andern, sie fliegen, soweit sie kommen, bis es wieder dämmt oder die Sonne aufgeht. Viele von den Kleinsten fliegen eine kurze Strecke, finden etwas Futter, ruhen eine Weile aus und setzen danach die Wanderung fort. Scharen von Wasservögeln folgen dem Nil, der das Land gegen Süden in zwei ständig schmaler werdende Streifen von urbarem Boden zwischen steinigen

Wüsten teilt. Aber Störche und Kraniche schwingen sich in die kühle Höhe hinauf zu der breiten Straße, wo der rastlose Zug sich nach den Tropen bewegt. Dort unten zieht sich der Nil wie ein schmales, blankes Band hin, und im Osten hinter dem Wüstengebirge liegt das Rote Meer wie ein breiteres. Und sie steigen auf und entschwinden den Blicken der Menschen und nehmen einen Weg, der nur ihnen bekannt ist.

Aber am gleichen Tage, in der Nacht darauf, in den folgenden Wochen und dem nächsten Monat kommen wieder Scharen aus der Luft herab zu der Oase zwischen Wüste und Meer, die das Land Gosen heißt. Sie ruhen, ziehen weiter und werden durch neue abgelöst. Denn Ägypten ist vor allem eine Oase auf der breiten Karawanenstraße der Zugvögel von Asien und Europa, eine große Station an der Einfahrt vom Mittelmeer und von Kleinasien nach Afrika, wo den ganzen Herbst hindurch ständig neue Züge heranrauschen und wo die Wandernenden eine kurze Rast zum Stillen ihres Hungers halten, bevor der Zug weitergeht, um dem nächsten und übernächsten Platz zu machen, bis endlich die Millionen durchgereist sind und der Zug abbricht, während der Nil sachte fällt und der Platz für die dichter werdenden Scharen, die den Winter über bleiben wollen, immer beschränkter wird.

Das Wasser in den Tausenden von Kanälen versiegt. Der fette Schlamm, in dem die Wasserläufer gestern Nahrung suchten, ist heute ausgetrocknet. Sie müssen umherstreifen und neue Futterplätze suchen. Die unzähligen Wildenten haben immer weniger Raum im Sumpf, weniger Stellen zum Aufenthalt. Sie sammeln sich, wo es noch genügend Wasser gibt, in den Lagunen des Deltagebiets und auf den letzten seichten Wasserstrichen bei der Wüste, wo keine Feluken fahren und keine Raddampfer ihr Unwesen treiben. Da ist ein Gewirr von Stimmen aus anderen Ländern und andern Weltteilen; kleine Watvögel von der Eismeerküste, Kiebitze aus den Niederungen Deutschlands, Reiher aus den ungarischen Wäldern, Möwen von der Ostsee und dem Schwarzen Meer, die gellende Stimme eines großen Grünschenkels, der vielleicht aus dem schwe-

dischen Gebirge kam. Aber vor allem sind es Enten, flüchtende Wildenten jeglicher Art, von den Flußgebieten Mitteleuropas, von Lapplands Seen und Rußlands Morasten. Im Grunde sind der Araber und der Esel, die meine Apparate beim Morgenrauen über den Wüstensand tragen, die einzigen Afrikaner unter all den Lebewesen.

Ein Gefolge von kleinen weißen Reiher kommt gestreckten Fluges über das Feld gezogen. Auch sie sind Afrikaner. Ihre mit den weißen Schmuckfedern behangenen Schultern schimmern im Schein der Sonne, die über Kairos Dunstmeer aufsteigt und die Zinnen der Pyramiden vergoldet. An ihnen saust wie im Spiel eine Herde langhalsiger, schneller Enten vorbei. Ihre Brust glänzt so weiß wie der Schmuck der Reiher. Die Bewegung ihrer spitzen Schwingen erinnert an den Würgfalken, der in der Wand der Chefren-Pyramide wohnt. Sie streichen über das stille Gewässer dahin, brausen wieder an dem Rohrdickicht vorbei, in das ich hineingekrochen bin. Sie wenden, senken sich und steigen auf, alle zugleich, als ob sie einem Kommando gehorchen.

Gerade so pflegten sie auch auf dem Strich an der heimatischen Küste im Herbst und Frühling zu kommen, wenn das Eis auf Lapplands Flüssen barst. Unter den Scharen da draußen haben sie etwas Besonderes in ihrem Aussehen, was das Auge auf sie lenkt. Wenn sie so dahinstreichen, hat es den Anschein, als ob sie geschaffen seien, über Land und Meer, so weit es sie gelüstet, dahinzuziehen.

Die alten Ägypter haben dies gesehen. Ihre Gedanken müssen sich oft mit dem Bilde beschäftigt haben. Denn — das ist eine seltsame Wirklichkeit — von allen Sendboten, die vor Jahrtausenden zu den Höfen der früheren Dynastien ins ägyptische Land gezogen kamen, hat keiner erreicht, daß sein Bild so mannigfach in die Berichte der sprechenden Steine eingegraben wurde wie die unansehnliche Spießente aus damals unbekannten Ländern im Norden — Rußland, Finnland und Schweden.

In den Grabgängen der Pyramiden, auf den Säulen der Tempel, im Granit der Obelisken und unter den geheimnisvollen



Die flatternden Vögel sind unsere Spießbenten



Entenschwärme ziehen vorüber

Schriftzeichen der Papyrusmanuskripte — überall ist sie da, feingliedrig, unverkennbar mit ihrem dunklen Kopf, ihrem schmalen weißen Hals und den spitzen schnellen Schwingen. Es ist kein Zweifel, daß sie das Vorbild für das Zeichen „Sohn der Sonne“ in den Katakomben der mächtigen Pharaonen ist, und wo sie würdig befunden wurde, die Hieroglyphe für den Begriff „fliegen“ zu sein, sind die charakteristischen spitzen Schwanzfedern in den gefiederten Sonnenstrahlen ausgebreitet und so geschickt wiedergegeben, daß, wer sie einmal gesehen hat, sofort erkennt, daß dies eine nordische Spießente ist.

Wie kam es denn, daß dieser Wildvogel in seiner einfachen weißen, grauen und braunen Tracht ein solches Interesse vor größer und schöner gefärbten Verwandten in einem Lande finden konnte, wo er nur ein Gast war, der im Herbst und Frühjahr vorbeizog? In unseren nördlichen Ländern sind nur wenige Menschen, die sie jemals sahen oder wissen, daß sie während des hellen Sommers ihre Heimstätte an den einsamen Wasserläufen Lapplands hat. Auf den meisterhaften Wandgemälden der ägyptischen Gräber, wo Könige und hohe Herren auf der Jagd in den Papyrusdickichten des Nils zu sehen sind, war sie der Lieblingsvogel. Die Hofmaler jener Zeit vergaßen nicht, die Sklaven, die die erlegte Beute aufsammelten, ständig mit diesen nordischen Wildenten in den Händen darzustellen, die sie ebenso unverkennbar wiedergaben wie die Lotosblumen, welche die hohen „Frauenzimmer“ in der einen Hand trugen, während sie mit der anderen die augenscheinlich allzu kühnen Jäger oder Fischer zurückhielten. Auf den Tempelmauern in Abydos, wo seltsame, tierhäuptige Götter Vogelfang im Papyrusdschungel auf dem immer wogenden Wasser des Nils betreiben, sind die flatternden Wildenten nichts anderes als unsere Spießenten, eine neben der anderen, leicht erkenntlich an den spitzen Schmuckfedern. Mit ausgebreiteten Schwingen, je eine oben und eine unten, sind sie wie auf den Hieroglyphen dargestellt. Unter den Scharen anderer Wasservögel, anderer Enten, Wildgänse und Sumpfvögel, deren Artzugehörigkeit zuweilen schwerer festzustellen ist, die jedoch zum allergrößten

Teil den Scharen angehören, die während des kalten nordischen Winters damals wie heute zu Tausenden, vielleicht zu Millionen ihren Weg zu den Wassertälern des Nils suchen, befinden sich in überragender Anzahl unsere Spießenten. Wenn man bedenkt, daß Ägypten, abgesehen von den Zugvögeln, eigentlich ein vogelarmes Land ist und es sicherlich auch früher war, so wird es leicht verständlich, daß diese Tausende die Aufmerksamkeit des Volkes in Ägypten erregten. Es ist nämlich nur ein geringer Teil von Ägyptens unzähligen Vogelarten, der in Afrika beheimatet ist und dort bleibt und seine Jungen aufzieht, wenn der heiße Sommer von Äthiopien heranrückt. Bezeichnend ist, daß, wenn es wieder Frühling wird, von den vierzehn Arten Wildenten, die im Herbst über den Wasserläufen des Nils schwärmen, nur wenige Tiere einer einzigen Art zurückbleiben und im Lande nisten. Einige Sporenkiebitze am Nilufer, kleine Herden weißer Reiher auf den fruchtbaren Feldern, Kleinvögel im Zuckerrohr, vereinzelte Wiedehopfe und weißbunte Königsfischer, Palmtauben, gewöhnliche Turmfalken, ägyptische Weihen in Menge und irgendein weißköpfiger Geier oben im Wüstengebirge sind diejenigen, die von Ägyptens einheimischen Vögeln am meisten auffallen. Es war wahrscheinlich ganz ebenso, als die Pyramiden gebaut wurden, und das war für die Mächtigen des Landes kein Anreiz zur Jagd. Aber wenn das Nilwasser im Winter sank und Asiens und Europas beschwingte Heerscharen zu den schlammigen Ufern kamen, da wurde Ägypten für einige Wochen zu jenem sagenhaft vogelreichen Land, das es noch heute ist. Da zogen die Pharaonen in prachtvoll geschmückten Booten auf die Jagd, und die Sklaven holten die Beute aus dem Papyrusröhricht, während die Prinzessinnen Lotosblumen pflückten, um damit die Fliegen fortzujagen. Und da nahmen die königlichen Hofmaler diese wunderbaren Bilder von Thules Wildenten in sich auf, deren Farben noch heute ebenso frisch an den Wänden der Grabkammer in Sakkara leuchten wie an den lebenden Vögeln selbst, wenn sie über die Gewässer an der Grenze der Wüste fliegen oder im Spiegelbild der Pyramiden schwimmen.

In Scharen zu Hunderten liegen sie dort. Kleine Gruppen kommen durch den Dunst des stillen Morgens gestreckten Fluges über die Palmenhaine am Nil; Löffelenten, Krickenten, Pfeifenten. In der gleichen Weise, wie sie einst vermochten, den Bildern der Gräber und Tempel durch ihre Menge den Stempel aufzudrücken, so verwandeln auch jetzt ihre Anwesenheit, ihre Stimmen, ihre Bewegungen und das Brausen ihrer Schwingen das afrikanische Gewässer in einen fremden, fernen Landstrich.

Wo das Überschwemmungswasser des Nils jetzt jeden Tag sinkt, unterscheiden sich die sumpfigen Felder nicht sehr von einer überschwemmten Wiese an der Küste Holsteins oder einem Moor in Pommern. Draußen auf dem klaren Wasser leuchten die weißen Federn der Reiherenten und die geputzten Köpfe der rothalsigen Haubentaucher. Ein Kiebitz läuft im Schlamm und sucht Nahrung. Jedesmal, wenn er etwas gefunden hat, hält er einen Augenblick inne und sieht mißtrauisch auf. Aber einige Grünschenkel, die über die Wiese geflattert kommen, haben augenscheinlich eine weniger zivilisierte Heimat. Sie lassen sich nur einige Schritte von mir entfernt auf der Schlammbank nieder und suchen Nahrung, ohne sich im geringsten um den von dem Kiebitz mißtrauisch beobachteten Menschen zu kümmern. Einen Augenblick später erheben sie sich kreischend in die Luft und mit ihnen eine Schar erschreckter Enten. Ein Schatten gleitet über das Wasser, ein großer Vogel kreist über meinem Röhrichdickicht — der Rohrweiß! Ihn kennen sie.

Er steht kohlschwarz gegen die Sonne, und es lohnt sich nicht, die Kamera zu erheben, obgleich er so nahe ist, daß ich das stechende, glänzende Auge unterscheiden kann. Mit einigen kräftigen Flügelschlägen geht er hoch und segelt in weiten Kreisen dem Wüstenrand zu, wo die großen Entenscharen schwärmen oder sich ausruhen.

Überall sind Zugvögel, nur Zugvögel, zu viele, um sie zu zählen, aber beinah alle haben sie ihre Heimat dort, wo jetzt der kalte Winter herrscht.

Die Stunden vergehen. Die Sonne ist brennend heiß. Wie ich

dort im Rohr versteckt liege, ihren bekannten Stimmen lausche und sie im Sucher meiner Kamera sehe, sind es nur die goldenen Hügel der kahlen Wüste und die Spiegelbilder der Pyramiden im Wasser, die es meinen Sinnen immer wieder einhämmern, daß es Winter ist und Afrika und nicht, woran das Bild am meisten erinnert, ein sonniger Frühlingstag an den Gewässern meiner fernen nordischen Heimat.

Der Unterschied gegen Europa ist so sehr gering. Es ist dies ja nur die Schwelle zu dem mächtigen Winterland der Zugvögel, wohin ein Wirrwarr von Wegen führt, von denen wir im Grunde wenig wissen. Aber die kleinen Strandläufer, die hier auf dem Schlamm umherlaufen und vielleicht im Sommer in der sibirischen Tundra ausgebrütet wurden, sie besitzen diesen seltsamen Sinn, den unser Verstand niemals erfassen kann. In ihren kleinen Köpfen herrscht kein Zweifel über den Weg von ihrem Heimatlande nach den Tropen.



Der Flußuferläufer und der Halsbandregenpfeifer
nehmen ihr Morgenbad im Heiligen See



Bekassinen beim Futterfang

Wer sich nach Afrika begibt, um Elefanten abzuschlachten, wird die kleinen nordischen Schwalben, die um sein Lager flitzen und die Moskitos von seinem für die Kultur so kostbaren Haupte fortjagen, kaum eines Blickes würdigen; und von den Tausenden von Europäern, die zu den Säulentempeln des einst hunderttorigen Theben wallfahren, werden nur wenige einen flüchtigen Schimmer von den Bekassinen am Heiligen See erhaschen.

Vielleicht hielt König Thotmes III. zu seiner Augenweide auf dem See einen Teil jener seltsamen Vögel, die er von seinen Heerfahrten nach Asien heimbrachte und die bis auf den heutigen Tag in dem prächtigen zoologischen Garten erhalten sind, den er auf den Tempelwänden oberhalb des Ufers einhauen und malen ließ. Vielleicht schwammen gefangene Prachtenten an den Tagen, wo das Bild des vogelhäuptigen Gottes feierlich auf das heilige Wasser hinausgefahren wurde, um das Fahrzeug herum, und vielleicht wagten die Bleßhühner damals nicht, ihr einfaches Kleid zu zeigen. Heute sind sie Stammgäste. Aber ganz sicher nahmen die Bekassinen den blanken Wasserspiegel wahr, wenn sie in der Herbstnacht herangebraust kamen, und suchten dann ihr Versteck an dem stillen Ufer, wie sie es noch heute tun.

Es ist ein Ort des Friedens. Zwischen zerfallenen Mauern und gestürzten Gewölben steht das Wasser klar und dunkel wie in einem mächtigen Brunnen. Nicht einen Baum gibt es dort, der Schutz vor der Sonne gewährt. Wer an einem glutheißen Tage von einem der siebenundsiebzig Dragomans durch den Tempel geführt wird, eilt auf dem Wege dort oben schnell weiter und wirft nur einen flüchtigen Blick auf den See unterhalb der gestürzten Obeliskten, um schleunigst Schutz in dem Schatten der Säulengänge zu suchen. Und wer die Stufen zum Ufer hinabsteigt, um den berühmten Riesenskarabäus aus Granit zu sehen, denkt sicherlich zuallerletzt an die Bekassinen. Er sucht vielmehr seinen Weg vorsichtig zwischen den Steinen, wo Skorpione kriechen und vielleicht eine der Schlangen Kleopatras sich aufrichtet, um nach seinem Fuß zu züngeln.

Eine kleine Schar Wildenten schwimmt hinaus und fliegt fort. Einige Bleßhühner plätschern im Wasser und streiten sich, als ob sie hier zu Hause wären. Das ist alles. Smaragdfarben glänzen in den Strahlen der untergehenden Sonne die Bienenfresser, die die Zinnen der Ruinen umflattern.

Aber gehe am frühen Morgen dorthin, bevor das goldene Licht die andere Seite des Nils erreicht hat, wo die Könige am Fuße der Berge schlafen und die Geier auf der Klippe über ihnen ruhen. Wandere den Weg zwischen Palmen und Sphinxen durch das schlafende Karnak, wo der Wiedehopf, eben erwacht, die bellenden Hunde nachäfft. Die Wildenten, die vom Nil kommen, um auf dem Heiligen See zu ruhen, weisen die Richtung. Dort im seichten Wasser am Ufer steht ein Kranz von Gestrüpp.

Lege dich dort in das Gras und warte eine Weile. Das scheint schwer für einen Menschen. Zwei Tage habe ich dort ausgeharrt, aber die Freunde des vogelköpfigen Gottes haben mich für meine Mühe reich belohnt. Wer möchte glauben, daß so viele kleine, beschwingte Gäste aus nördlichen Ländern sich in diesem stillen Winkel an den Mauern der schweigenden Stadt versammeln.

Der Morgen war so still, daß man das Echo über den See hörte, wenn der Rabe seine Jungen im Säulengewölbe des Tempels rief. Draußen auf dem Wasserspiegel, wo die Doppelbilder der Obeliskten die Tiefe auszupeilen schienen, tauchten die Bleßhühner bereits nach Nahrung. Einige kleine Watvögel, die während der Nacht am Ufer schliefen, flogen im Morgengrauen auf die andere Seite des Sees, bevor ich sie erkennen konnte, doch eine Weise, die in zwei Stimmen von dorthier ertönte, sagte mir, daß sich hier ein Paar Wasserläufer befänden, die sich an den Sommer und die Brutzeit am kargeren Strande ihrer Heimat erinnern. Und wie die Zeit verrann und mein Araber am Ufer verschwand, kamen die Vögel am Strand entlang einer nach dem andern zurück.

Zuerst die Bachstelzen. Sie waren nicht geflüchtet, sondern waren, wie es scheint, auf einer Art Morgenrunde am Rande des Wassers nach fliegenden Insekten begriffen. Es war ein

schwarzbuntes Männchen und ein blasseres, graugekleidetes Weibchen. Vielleicht werden sie ein Paar. Sie folgten einander so treu.

Nach ihnen kamen die Wasserläufer. Sie gehörten hierher und wollten an ihr Ufer zurück. Der eine verschwand wieder, aber der andere nahm sein Morgenbad, während ein kleiner Regenpfeifer hervorkam und Wache hielt. Wie eine Ente schwamm der Racker. Dann sprang der Wasserläufer auf einen großen Stein, um die Federn zu putzen. Wie er so dasaß und sich spiegelte, kam mir der Gedanke, daß vielleicht er es gewesen war, der im Nest des Kranichs nach Insekten schnappte, just als das rote Junge aus dem Ei gekrochen war und der Kranich aus dem Gebüsch kam und auf den kleinen Gast niederblickte. Aber das war natürlich nur Phantasie. Die Zugvögel der Wissenschaft dürfen im allgemeinen nur nach Südwesten fliegen, ausgenommen, wenn sie es nicht tun; der Wasserläufer war also in Kaschmir erbrütet und verstand kein Schwedisch, falls man ihn ansprechen wollte.

Jetzt kam ein Halsbandregenpfeifer und badete, während der erste weiter Wache hielt. Es sah aus, als ob das Wachestehen sein Beruf wäre, aber es war nur seine Neugierde. Er war so aufmerksam und sah sich alles genau an, was geschah. Als mein Kurbelkasten im Gebüsch zu surren begann, kam er zögernd so dicht herbei, daß ich kaum ein Bild von ihm bekommen konnte, wie er so nach vorn gebeugt, das Ohr lauschend mir zugewandt, stand.

Aber die Bekassinen —? Die kamen erst, als es schon lange still geworden war.

Zuerst kam da ein kleiner Vogel, noch kleiner als der Regenpfeifer. Ganz verdutzt richtete ich meine Kamera auf den Fleck, wo er sich am Ufer niederließ. Hält er sich hier auf — der Zwergstrandläufer aus der Tundra der Eismeerküste, um deren kostbarer Eier willen ein englischer Sammler einmal eine ganze Expedition ausgerüstet hatte? Welche Entfernung hatte er wohl mit seinen kleinen spitzen Flügeln durchieilt? Aber er war nicht müde, vielmehr eifrig beschäftigt, Futter zu suchen.

Er ist von ganz anderer Gemütsart als der neugierige Regenspfeifer. An der sibirischen Küste gibt es wohl nicht so viele Dinge, welche die Aufmerksamkeit erregen. Er trippelte bedachtsam im flachen Uferwasser umher. Da sah er etwas. Er richtete sich auf seinen Streichholzbeinchen auf und zielte mit dem Spielzeugschnabel. Und dann bohrte er nach der mikroskopischen Beute im Schlamm, daß das Wasser spritzte.

Da klatschten Flügelschläge über uns. Eine Palmtaube von dem Dattelhain bei Karnak kam hernieder, um zu trinken. Ein harmloseres Wesen kann man sich kaum vorstellen, aber der Kleine war erschrocken. Mit einem feinen surrenden Gepiep breitete er die Schwingen aus und flog wie ein Schmetterling davon.

Da erst entdeckte ich eine der Bekassinen. Dort bewegte sich etwas an den Wurzeln eines Gebüsches. Ein gesprenkelter Vogel. Er bohrte geradeso wie der Kleine im Schlamm. Aber er hatte einen langen Schnabel. Es war die Bekassine, die Himmelsziege meiner Heimat.

Sie kam näher heran und blickte vorsichtig mit ihren großen dunklen Augen umher. Dann ging sie so tief in das Wasser am Busch hinein, daß ihr langer Schnabel eben den Grund erreichte, und dort vertiefte sie sich so gründlich in den Futterfang, daß zuweilen nur Rücken und Auge sichtbar blieben.

Gleich darauf war noch eine unter dem Busch da. Ich dachte: Vielleicht ist das ihr Ehegespons. Aber die Überraschung war noch viel größer. Es war die kleine Bekassine, die in Lappland wohnt und östlich davon, in Rußland und Asien, und die erst auf dem Herbstflug nach Schweden kommt, wenn die anderen Sumpfvögel lange in die warmen Länder verschwunden sind.

Jetzt war sie hier. Die beiden mußten sich auf der Reise getroffen und Bekanntschaft geschlossen haben, denn sie suchten treu wie zwei Ehegatten zusammen Futter.

Die Kleine war nicht wachsam noch erfahren, nicht von einem Lande her, wo Menschen wohnen. Die Große nahm etwas Verdächtiges wahr. Sie entdeckte das Auge der Kamera, das ebenso blank und rund wie ihr eigenes blickte. Da verstand

sie, daß etwas nicht richtig war, und ging erst bedachtsam ihren Weg. Aber dann lief sie eiligst und verschwand im nächsten Gebüsch.

Die Kleine begriff aber nichts von alledem, sie bohrte ruhig weiter im Schlamm, bis die Bachstelze kam und — ich weiß nicht warum — sie wie einen Raubvogel anzeterte. Da blickte sie beschämt auf, schien plötzlich zu merken, daß sie inmitten all der Gefahren im fremden Land allein war, und trabte mit einem raschen Entschluß der Richtung zu, wo der Gefährte sich befinden mochte. —

Eine lange Weile blieb es leer am Ufer. Von der Tempelruine dort oben tönte der nie verstummende Wortschwall eines Dragoman, der mit seiner amerikanischen Schafherde nahte. Da fuhr ein kleiner Vogel schnell wie eine Maus über das Ufer, und im Augenblick war es mir klar, was das für ein bekannter Ton war, der mich gezwungen hatte, immer wieder in den frühen Morgenstunden diesem Gesang zu lauschen. Hier probte ein Wesen ein Saitenspiel, das für Menschenhände zu zart und fein war.

Den ganzen Morgen hatte der Vogel im Gebüsch gesungen, und ich hatte ihn nicht wiedererkannt. Und nun saß er mir für einen Augenblick so nahe am Ufer, daß ich den roten Flecken in der blauen Brust sehen konnte — das Blaukehlchen, die Nachtigall des lappländischen Gebirges, dem Linné den Artnamen „*suecica*“ gab.

Es hatte jetzt keine so leuchtenden Farben wie im Frühling, als es inmitten der letzten Schneewehen das Weibchen umwarb. Sein Ton war nicht so voll des sprudelnden Silberklanges. Aber als es flink wie eine Maus im Grase umherflitzte und seine Weise am Ufer des Heiligen Sees übte, war es doch der kleine Vogel mit dem großen Herzen, der am Lagerfeuer in dem kalten Land dort oben in den sonnenklaren Nächten sang, die ganzen Nächte hindurch.

Das war also Ägypten. Sein Vogelreichtum war, abgesehen von den Lagunen an der Küste, wo ich wegen des Aufruhrs mit meiner Kamera nicht arbeiten durfte, nicht überwältigend. Das ganze Niltal aufwärts waren keine Vogelscharen zu erblicken. Von den einheimischen Vögeln des Landes fielen am ehesten die kleinen weißen Reiher in die Augen, wenn sie aus dem Grün der Felder aufleuchteten oder auf den Gipfeln der Bäume im Park von Giseh saßen, und vor allen die ägyptischen Milane, die vereinzelt über allen Städten und Dörfern schwebten, schreiend auf den Dächern saßen und ihren Horst in den Bäumen zwischen den Häusern bauten. Außerdem flatterten ein paar weißbunte Königsfischer über das Wasser der Kanäle, rotschimmernde Palmtauben ruckten in den Gärten, und Wiedehopfe mit hohen Federkämmen hüpfen am Wegrande zusammen mit einer Krähe, die ganz der unsrigen glich. Am Nilufer ruhte während der Mittagshitze ein vereinzelter Geier unter den Milanen. Das war eigentlich alles.

Wo war die Nilgans und wo der heilige Ibis? Auf den vieltausend Jahre alten Malereien waren sie jedenfalls zahlreicher als im heutigen Ägypten. Ob der Ibis überhaupt jemals wild in diesem Lande lebte, wo er heilig war? Die Gelehrten zweifeln daran. Die wundervollen Malereien von Tieren und besonders von Vögeln könnten ganz sicher dem, der über die nötigen Kenntnisse verfügt, von den Zugvögeln in Ägypten vor Tausenden von Jahren berichten. Die Ägypter besaßen ja für Vögel eine Vorliebe wie wohl kaum jemals ein anderes Volk.

Auf einer Malerei von den Pyramiden in Medum sieht man sechs wilde Gänse. Dieses Gemälde, das an künstlerischer Auffassung den Bildern in vielen der heutigen wissenschaftlichen Werke vollkommen ebenbürtig ist, läßt keinen Zweifel, daß das Paar zur Linken die Bleßgans darstellt, die in Nordrußland und Sibirien heimisch ist und die als Zugvogel noch heute die zahlreichste von allen Gänsearten in Ägypten ist. Es ist ganz natürlich, daß dieser Vogel dem Künstler leicht in die Hände fiel. Aber das Paar zur Rechten, mit den scharf gezeichneten Flecken und Bändern, ist die rothalsige Gans, die an den Mün-

dungen der sibirischen Flüsse in das Eismeer nistet und von der, soweit bekannt, in Ägypten nur ein Vogel im Jahre 1874 bei Alexandrien gefunden wurde.

Waren diese so meisterlich dargestellten Vögel nun in der Tat Zugvögel, die als Beute von Jagd und Vogelfang in die Paläste der Pharaonen und Priester gebracht wurden, oder waren sie, gleich König Thotmes' Vögeln auf den Tempelwänden von Theben, im Triumphzug aus den unterjochten Ländern mit heimgebracht worden, oder gab es vielleicht noch andere Möglichkeiten, wie sie den ägyptischen Künstlern zu Gesichte kommen konnten? Man könnte sich denken, daß sie, wie einst die wilden Tiere den Cäsaren Roms, den Pharaonen als Geschenke von Vasallen und Fürsten der Länder, wo sie im Winter hinkamen, dargebracht wurden. Aber die gleichzeitige Darstellung der Bleßgans deutet andererseits darauf, daß sie Wintergäste im Reich der Kleopatra waren. Die Frage wird wohl unbeantwortet bleiben, aber schon ein flüchtiger Blick auf die ägyptischen Gewölbe und Wandmalereien zeigt, daß sich hier ein großer Reichtum von Urkunden über die Zugvögel des alten Ägyptens finden muß. Diese Vogelwelt in den Wohnungen der toten Menschen und abgedankten Götter ist zweifellos viel reicher und fesselnder als diejenige des heutigen Ägyptens am Nil, wo Massen von Dampfern an Stelle der Jachten der Pharaonen getreten sind und wo man mehr Schmuckfedern auf den Damenhüten sieht als an Reiherschwingen.

Nach den alten Berichten stellte man sich den Nil gern als einen mächtigen, breiten Strom vor, dessen jenseitiges Ufer in weiter Ferne schimmerte; Pelikane fischten zwischen den Lotosblumen, und weiße Störche stolzierten bedächtig im Schlamm umher, um Frösche zu fangen, während heilige Ibissee die Inseln bevölkerten, wo das Papyrusrohr wuchs.

Aber nichts von alledem ist zu sehen. Gibt es hier denn keinen Storch im Winter? Und wo sind die Kraniche? Vergeblich suche ich mit dem Feldstecher die kahlen Ufer des Nils ab, die seichten Bänke im Wasser, wo es sicherlich genügend Nahrung für Störche gibt, die fruchtbaren Felder, wo ständig neue Saat

heranreift und wo gewiß mehr für einen Kranich zu finden ist als auf den öländischen Äckern, von der Armut der lappländischen Moore gar nicht zu reden. Es ist kein Zweifel, daß man durch die beringten Störche den Weg dieser Zugvögel nach Südafrika kennengelernt hat, aber das Märchen von dem ägyptischen Aufenthalt der Störche im Winter war mir so lebhaft in der Erinnerung, daß ich erwartete, einen zu sehen. Dort steht ein weißer Vogel, er sieht so groß aus. Nein, das ist nur ein Kuhreiher. Dort kreist ein anderer. Er hat Schwarz in den Flügeln und fliegt wie ein Storch. Aber nein! Das ist wieder nur einer von den weißbunten Geiern. Niemals ein Storch. Keine Spur von Kranichen.

Wo waren sie allesamt? — Am Weißen Nil. Jetzt war es Winter in Ägypten, und sie zogen hier nur im Frühling und Herbst hastig hindurch.

Aber wo gab es den heiligen Ibis und die Herden von Nilgänsen, die der Isis heilig waren, und wo wuchs der berühmte Papyrus, auf dem die Hieroglyphen die Kunde von all diesen bewahrte? Am Weißen Nil, lautete die gleiche Antwort.

So waren also keine weiteren Zugvögel mehr in die Kamera zu locken, und wir packten daher unser Dutzend Apparate und sechstausend Meter Filme zusammen und fuhren zum Weißen Nil — einen Tag bis Assuan, drei Tage mit dem Nildampfer bis Wadi Halfa und zwanzig Stunden in einem weißen Zug mit dunklen Sonnenfenstern quer durch die Wüste bis Chartum, wo der Weiße Nil sein Wasser mit dem des Blauen Nils mischt.

Dieses letzte Stück von Ägypten, den Katarakten entgegen, ist ein armes Land für Vögel und wird nach Süden hin immer ärmer. Immer schmaler wird der grüne Gürtel um den Fluß, immer drohender rückt der Wüstensand näher dem schmalen Streifen des bewässerten Feldes, immer näher treten die Abhänge des Gebirges an das Flußtal heran, bis sie sich bei Assuan zusammendrängen, so daß es den Anschein hat, als ob sie selbst den Nil hindern wollten, in den Katarakt hineinzuströmen, wo das brausende Wasser zwischen seltsam abgeschliffenen Granit-



Die weißen Reiher



Der Edelreiher beim Fischfang

blöcken, die versteinerten Ungeheuern gleichen, mühsam den Weg sucht.

Hier ist Ägypten eigentlich zu Ende. Die Nubischen Berge schließen den eingedämmten Nil in einen düsteren, leblosen Rahmen ein. Nur die Kronen von einzelnen Dattelpalmen deuten an, daß hier einst bewachsenes Ufer war, und die Zinnen von Philaes Säulengängen berichten von der Tempelstadt, die verschwand, als die Menschen den gigantischen Nildamm errichteten und das Ufer ein paar Tagereisen weit unter Wasser setzten.

Der erste Blick auf diese öde, tote Landschaft läßt erkennen, daß dies kein Vogelland ist. Kleine bleichgraue Felsenschwalben, einige Weißen und Geier über den Bergen sowie Spuren von Schakalen und Hyänen sind im Grunde alles, was man an Tierleben bemerkt. Die Reise diesen schmalen Fluß aufwärts bestätigt die vorgefaßte Meinung, daß dieser Strom für die Zugvögel keine größere Bedeutung hat. Hier findet kein Vogelzug statt, wie wir ihn uns gern mit Vögeln ohne Zahl vorstellen, die dem Stromlauf des Nils durch die Wüste folgen, tropischen Ländern entgegen. Zweimal machte ich diese drei Tage lange Reise auf dem Fluß. Einmal im Spätwinter, als die ersten Enten bereits nordwärts durch Ägypten zogen. Vier Entenschwärme, zusammen kaum hundert Stück, und einige Graureiher am Ufer waren alles, was ich an Zugvögeln sah. Das andere Mal fuhr ich im Frühling, als die Störche einige Tage vorher am Weißen Nil überall in der Luft nordwärts gezogen waren und die Tage darauf über Ägypten und die Täler Palästinas flogen. Ein paar Graureiher waren noch da. Einige kleine Scharen Knäkenten strichen längs des Stromes nach Norden. Aber Störche — nicht einen einzigen sah ich. Welchen Weg nahmen sie? Ich weiß es nicht. Aber ich glaube, daß, wo der Nil im Berberland und in Nubien eine Krümmung macht, der Vogelzug geradeaus über die Wüste geht, vom Weißen Nil über die Wüste nach Dongola — wenn sie eine Rast brauchen — und von dort wieder über Land nach Unterägypten — soweit er überhaupt über Ägypten geht. Denn sicher

zieht der größere Zug vom Blauen und Weißen Nil und dem ganzen Gebiet im Umkreis dieser beiden Flüsse in breiter Front nach dem Roten Meer und folgt ihm nach Norden oder nimmt den Kurs geradenwegs über Land, genau so wie die Millionen von Zugvögeln, die, entgegen früheren Ansichten, in nordwestlicher Richtung ohne weiteres die Sahara auf ihrer Wanderung nach der europäischen Heimat kreuzen. Aber das ist nur meine Vermutung, die an Stärke gewann, als mein Versuch, den Vögeln im Flugzeug zu folgen, mich lehrte, wie leicht sie von ihrer luftigen Höhe aus das Meer und die Länder übersehen.

Innerafrikanische Geier segeln unter einem wolkenlosen Himmel über einen Wüstenstrich, der so brennend heiß leuchtet, daß die Augen es kaum zu ertragen vermögen. Flinke Gazellen brausen im Galopp an dem Zuge vorbei, der durch die sonnenverbrannte Steppe rast. Endlich erblicke ich ein Volk flüchtender Sumpfvögel dort, wo die Brücke über den Blauen Nil nach Chartum führt, der Stadt Kitcheners und des Mahdikrieges, die zwischen zwei Flüssen und drei Wüsten liegt. Denn hier gibt es nur Wüste und wieder Wüste. Hier und da findet man zwar eine Senkung mit Steppengras und dornigen Sträuchern und dürstenden, verkrüppelten Bäumen, aber trotzdem ist das alles die Wüste, die ständig bereit ist, ihren Sand in die Höhe zu wirbeln, wenn im April und Mai die Stürme als Vorboten der Wolkenbrüche einsetzen. Durch dieses Land strömt der Blaue Nil. Er stürzt sich aus Abessiniens Hochgebirge in die Ebene. Sein Wasser steigt während der Regenzeit bis zu acht Meter und versiegt im Herbst wieder bis auf eine dunkle, aber klare Wasserader. Bei Omdurman trifft er auf den Weißen Nil, der dort mächtig und ruhig seine Wasser aus den ungeheuren afrikanischen Seen heranwältzt und den bleichen tropischen Schlamm durch die Wüsten nach dem fernen Ägypten und dem blauen Meer zwischen drei Kontinenten mit sich führt. Es gab eine Zeit, da die Augen von Millionen Menschen der ganzen Erde auf diesen Punkt Afrikas gerichtet waren. Sicher ist es ein Punkt, über dem die Augen von Milliarden von Zugvögeln das Paradies des Weißen Nils gesucht haben. Es gibt kaum etwas in Afrika, das diese Tatsache übertrifft. Wenn das Schiff die Landzunge von Omdurman umfährt und den Weißen Nil hinaufsegelt, ist es, als ob man aus einem ruhigen, leeren Raum durch eine Tür in einen andern, überfüllten eintritt. Wenigstens war es so an dem Tage, als wir mit unserer stolzen Dahabîye Amira dort hinaufsegelten.

Es soll nun kurz berichtet werden, wie es mir glückte, zu dieser schönen Freundin zu kommen. Die Schwierigkeiten zu schildern, hat wenig Interesse. Hätte nicht mein englischer Freund, einige Tage bevor die Malaria ihn zwang, nach Europa

zurückzukehren und mich allein in der Gewalt der Schwarzen zu lassen, vermocht, Wunder bei den Behörden zu erwirken, so hätte ich meine Apparate in ein Negerkanu verstauen können. Denn ein Jagddampfer kostete ohne Beköstigung zwanzig bis dreißig Pfund am Tage, und zudem waren die wenigen, die es gab, auf Expeditionen in unbekannten Gegenden. Da fanden wir die Dahabîye, einen Segler. Mir ging ein Licht auf, hatte ich doch schon als Junge mit der Flinte auf Tauchenten in der Ostsee gejagt. Wenn man den Nil hinaufsegelt, würde man den Vögeln viel besser auf den Leib rücken können als mit einem Dampfer. Es galt nur jetzt über den Fluß zu fahren und die Galeasse zu besichtigen. Sie übertraf alle Erwartungen. Ein Luxusboot aus den Tagen der Kalifen, mit Spieren wie ein „Shamrock“ und einem Achterhaus wie eine spanische Galeone. Nur sechs und ein halbes Pfund am Tage, mit Koch und Beköstigung und sieben Mann Besatzung und Mohammed. Von ihm werden wir noch hören. Ich bezweifle, ob irgend jemand in Europa für die ganze Schute zwanzig Pfund gegeben hätte. Aber im Land der Elefantenjäger hatte ein Prahm mit einem Badehaus einen unschätzbaren Wert. Die Hauptsache war nur, daß man damit den Fluß hinaufkommen konnte. Und auf der Dahabîye war wirklich ein Bad, was äußerst angenehm war, denn das Wasser ist im Weißen Nil so trübe, daß man die Krokodile gar nicht sehen kann, bevor sie einen schon an den Beinen haben.

Das war also die Amira. Mohammed, der über weitentlegene Meere und Ströme gefahren war und Herzöge und Baumwollkönige zu Elefanten und weißen Rhinozerosen geführt hatte, versicherte, daß sie das beste Fahrzeug auf dem Weißen Nil sei. Und das hätte sicher ein jeder zugegeben, der sie im Seitwind segeln sah, um dabei doch nicht mehr als ein paar Kabellängen auf eine Seemeile zu treiben.

Die Erfahrungen auf meiner Kamerajagd mit ihren Segelkünsten würden ein Kapitel für sich lohnen. Mohammeds Erfahrungen mit dem närrischen weißen Mann wahrscheinlich auch. Es begann damit, daß er meine fünfzehn Kamerakisten und



„Die stolze Amira“



Auf dem Weißen Nil

Tropenkoffer mit Film, von denen er glaubte, daß sie Kugeln und Schießpulver enthielten, an Bord verstaute — oder vielmehr kommandierte, als die Leute sie verstaute. Als alles verfrachtet war, kam er und fragte, wo ich die Gewehre hätte. Ich hatte es ihm bereits ein paarmal vorher zu erklären versucht. — „Hier gibt es keine Gewehre, Mohammed. Wir wollen nur nach Vögeln fahren und photographieren.“

Was Photographieren war, wußte er sehr gut. Er hatte mir bereits seine Reliquien mit Konterfeien von irgendeinem ihm gewogenen Herzog und dem reichsten „american lord“ in der Welt gezeigt. Aber trotzdem wollte die Sache ihm nicht einleuchten. Er ging und verstaute einige Sachen und kommandierte die Besatzung wie ein Feldwebel und kam dann zurück und stellte ganz ernsthaft dieselbe Frage, als ob er sie nie vorher getan hätte. Da holte ich einen Browning aus der Hosentasche, einen dicken fünfundvierziger, und erklärte ihm, daß dies die einzige Waffe sei, derer ich meines Erachtens außer meinen Fingern bedürfte.

Mohammed schaute mitleidig auf dieses Verteidigungsmittel und versuchte es mit Vernunft: „Many leopards on the White Nile, sir, and many buffaloes. And buffalo think you look for him with the little case and buffalo become very angry.“

Vergebens antwortete ich ihm, daß viele tausend schwarze Männer ohne Gewehr im Lande umherstreiften und ohne daß „buffalo became very angry“. Er schüttelte nur mit dem Kopf.

„But you are white man, sir. Buffalo don't like you.“

Da war es mir unmöglich, nicht den Mund zu verziehen, was Mohammed falsch auffaßte. Er sah mich forschend an. — War dieser weiße Mann so einfältig oder hatte er vielleicht nicht alles zusammen? Mit gemessenem Ernst antwortete er mir sein hundertmal am Tage wiederholtes „Allright, sir!“ und kehrte mir den Rücken. Ich würde wohl einige Piaster dafür geben, wenn ich es schriftlich hätte, wie er den andern die Angelegenheit auseinandersetzte.

So bekamen wir unser Boot, mit dem wir um die Strom-

biegung bei Omdurman bugsierten, wo die weißen und dunklen Wassermassen zusammentreffen und nebeneinander, wie zwei scharf getrennte Flüsse, nach Norden fließen. Die Dahabîye breitete ihre Segelschwingen aus, und der Nordwind trieb uns neuen Ländern und Vögeln entgegen.

Die Kraniche! Endlich die Kraniche! Unsere heimischen stolzen, schönen Kraniche aus Europa, weißbeschwingte Kronenkraniche aus Afrika und bildschöne, perlgraue Jungfernkraniche von den Steppen Asiens — Kraniche in Scharen über die wüstentrockenen Durrafelder zerstreut, Kraniche in fliegenden Phalangen unter dem wolkenlosen tropischen Himmel und Kraniche in Heeren ohne Zahl am Ufer des Weißen Nils.

Sie versammeln sich dort, wenn der Tag sich seinem Ende neigt und die Sonne eine Minute lang im Dunst des Horizonts als brennende Fackel aufflammt, bevor sie am Rande der Wüste untertaucht. Das Sausen ihrer Schwingen nähert sich und entfernt sich wieder wie das Rauschen des Windes über dem Flusse. Die Rufe aus ihren gestreckten Hälsen schallen wie das Heergeschrei von Horden aus fremden Ländern. Und sie sind in der Tat Horden aus fremden Ländern, aus weitentlegenen Erdteilen, die sich jedes Jahr, wenn die trockene Zeit kommt, in Scharen sammeln und in das Flußgebiet des Weißen Nils einfallen, um sich von seinem reifenden Überfluß zu nähren.

Die Stunden zwischen Abend und Morgen, als ich zum erstenmal unter ihnen wachte, werde ich nie vergessen. Jene seltsame afrikanische Nacht, erfüllt von dem Lärm der vielen Tausenden von Vögeln, und jener hereinbrechende Morgen mit den Gestalten, die mich beim Grauen des ersten Tageslichtes umgaben.

Wir waren den ganzen Tag gesegelt. Die starke nördliche Brise legte sich bei Sonnenuntergang. Die Dahabîye glitt ruhig den Strom hinauf, der sich gleich einem Meer bis zum Horizont im Süden ausdehnte. Vom Vorderdeck, wo die Besatzung ihr Zicklein briet, kam der Rauch von verbranntem fremdartigen Holz. Auf dem Dach des Moskitohauses hatte ich mir ein Vogelnest mit ein paar Feldstechern und einigen Büchern eingerichtet. Aber aus dem Lesen wurde nicht viel. Überall schwärmten Vögel. Vereinzelt, in kleinen Trupps und in gesammelten Scharen zogen sie auf weiter Fahrt am Himmel entlang oder kreuzten den Fluß, um zum jenseitigen Ufer zu gelangen. Ihre Zahl wurde von Stunde zu Stunde größer. Von Hunderten zu

Beginn stieg sie gegen Abend auf Tausende und Zehntausende. Von einzelnen Vogelstimmen, die die Luft mit ihrem Geschrei zu erfüllen schienen, schwoll der Lärm zu einem unaufhörlichen Gebrause an. Ich konnte mit bloßem Auge sehen, daß im Westen am Land hinauf das Ufer und die Schlammbänke mit Scharen von Vögeln bedeckt waren. In den Lagunen zwischen ihnen lagen Wasservögel wie schwimmende Inseln zusammengedrängt. Wir waren in eine jener Zonen gekommen, die dem Weißen Nil den Ruf eingetragen haben, der vogelreichste Wasserlauf der Welt zu sein.

Die Sonne sank, und der Wind legte sich plötzlich. Es wurde so still, daß man den eigentümlichen Taktschlag der Festtrommeln aus den weitentfernten Dörfern der Sudanesen vernehmen konnte. Da klang ein neuer, ganz anderer Vogellaut aus dem Gemurmeln der nächsten Legionen heraus. Es war ein entferntes gellendes Rufen. Der Feldstecher konnte mir nicht helfen. Es war schon zu schummerig, als daß man noch etwas hätte sehen können. Aber die Stimmen waren nicht zu verkennen. Es war das Trompeten unserer stolzen Kraniche, das in der stillen Nacht unter den Sternen des fremden Erdteils nahte.

Die Sprache der farbigen Menschen am Feuer vorn hatte just in diesem Augenblick all das in sich, was uns das Unbekannte so feindselig erscheinen läßt. Aber unter den Afrikanern und Asiaten am Nilufer lockte ein kleiner Rotschenkel mit einem Laut, der so wohlbekannt war. Vielleicht war es derselbe, der auf einem Grashügel an der sonnigen Küste der Heimat wohnte und jeden Sommer bei meinem Badeplatz sein Weibchen so treu lockte.

Und jetzt waren die Kraniche hier. Die Bücher und der Feldstecher flogen auf Deck, und ich rief den nilerfahrenen Drago-man und beehrte die Feluke und zwei Mann, um an Land zu rudern, dort vorwärts — ich deutete mit der Hand nach der Richtung des Vogellärms.

Mohammed sah mich bekümmert an. Das war eine neue Erfahrung mit diesem sonderbaren weißen Mann ohne Gewehr.

Dort an Land zu rudern — er wies mit den flachen Händen —



Die Phalangen



Am vogelreichsten Wasserlauf der Welt

das mit den Händen ist also keine Originalität der Palästinenser — und er schüttelte sein Haupt.

„'s impossible, sir! Is lotter (a lot of) mud there, 's impossible to come on the shore, sir!“

Ich blickte auf die Takelage. Die mächtigen Segel wurden noch von einem Wind gespannt, der nicht zu merken war, und die Dahabîye fuhr nach wie vor den anscheinend stromlosen Fluß hinauf. So gab ich nach, bekam meinen Tee und verschwand unter Deck. Die Kette rasselte, als der Anker niedergelassen wurde, und die fremde Sprache draußen verstummte. Der Lärm vom Ufer wurde geringer, hörte aber keine Minute ganz auf. Ich versuchte, Mr. Roosevelts Buch über all die gefährlichen Tiere zu lesen, die er in Afrika in der Notwehr totschießen mußte, aber das Rufen der Kraniche übertönte sogar den amerikanischen Präsidenten. An Schlaf war nicht zu denken. Da zog ich ein Paar weiche Schuhe an und schlich mich an Deck. Gleichmäßige Atemzüge belehrten mich, daß hier neun rechtgläubige Muselmanen schliefen. Als ich die Trosse der Feluke losbekommen und die Bootsdollen mit ein paar Lumpen umwickelt hatte, gingen die Atemzüge noch ebenso regelmäßig. Dann entschwand die Dahabîye im Dunkeln, während die Stimmen der Vögel an Kordofans Ufern näher kamen.

Über den Kurs herrschte kein Zweifel. Der Ruf der Kraniche übertönt alle andern Laute, je mehr das Boot sich dem Ufer nähert. Es müssen mehrere Hundert dort sein. Ich hebe die Ruder so langsam, als ob ich auf der Seehundjagd wäre und fürchtete, gehört zu werden. Aber die Vogelscharen erheben sich ja doch, wenn das Boot mitten in sie hineinfährt. Das Klagen der asiatischen Rostente ertönt in der Stille der Nacht laut wie ein Jägerhorn. Die Nilgänse gackern heiser. Wasservögel, deren Stimme ich nicht kenne, erheben sich und kommen mir so nahe, daß ich den Luftzug von ihren Schwingen spüre. Das Sausen der Flügel und das Plätschern verraten die Stelle, wo sie sich niederlassen. Da sind Stimmen aus fremden Kehlen. Das siedet wie in einem Kessel, ist übertoll von Leben, wofür

ich keinen Namen weiß. Und ständig lassen meine Hände die Ruder ruhen. Horch! Was war das für ein Laut? Von wem kam der mächtige Schatten, der die Sterne verdeckte?

Eine dunkle Masse ragt über dem Wasserspiegel auf. Der Stimmenwirrwarr und die Bewegungen lassen erkennen, daß es Vögel sind. Ich glaube, daß dort eine von den seichten Schlamminseln ist, und will näher herankommen. Aber die ganze Insel erhebt sich und braust mit solcher Gewalt über meinem Kopf vorbei, daß ich unbewußt die Hände vor das Gesicht halte. Da kamen mir die großen, schweren Gänse so nahe, daß ich sie mit der ausgestreckten Hand hätte berühren können. Ich bin während der letzten Minuten in seichtes Wasser geraten. Die Ruder fassen ständig Grund, und der zähe Schlamm droht den Kiel festzusaugen. Ich höre bereits die meisten Schwimmvögel hinter mir. Jetzt höre ich auch die Kraniche zu beiden Seiten des Bootes. Das Boot muß in einen seichten Seitenarm des Flusses getrieben sein. Soweit ich mich an den Sternbildern orientieren kann, scheint es unmöglich zu sein, in anderer als südlicher Richtung vorzudringen.

Immer näher klingt das Rufen der Kraniche an mein Ohr. Die nächsten sind keine hundert Schritt entfernt. Vergebens versuche ich, sie im Dunkeln zu erkennen. Es sind bestimmt nicht unsere heimischen grauen Kraniche. Was sind es für Tiere? Ich kann hören, wie sie sich schütteln und mit den Flügeln schlagen.

Eine Untiefe verspermt mir die Weiterfahrt, und ich versuche statt dessen, näher an die Stelle zu rudern, wo ich festes Land vermute. Ich lehne mich über die Reeling, damit der Kiel nicht in den Grund fährt. So geht es besser. Als es unmöglich ist, weiter fortzugleiten — staken kann man in dem grundlosen Schlamm nicht —, sind die Kraniche weniger als einen Steinwurf weit von mir entfernt. Einige bemerken mich. Ihre Stimmen werden unruhig, sie beruhigen sich aber wieder, sobald das Boot still liegt und die kleinen Vögel ihre Alarmsignale verstummen lassen. Da bleibt nichts anderes übrig, als sich im Steven niederzukauern und den Tag abzuwarten. Ich wage nicht, meine



Die Jungfernkraniche



Das feldgraue Heer

Pfeife anzuzünden. Der Feuerschein würde sie erschrecken. Das sind die Nächte, in denen man sich die Malaria holt. Alle Lebewesen hier scheinen Vögel zu sein, Vögel bekannter und fremder Arten, die aus drei Erdteilen hier zusammenkommen. Es sind wahrscheinlich alle diejenigen, die damals nicht mit in Noahs Arche hineindurften.

Niemals haben sich wohl die Stimmen der Vögel so in meine Ohren eingeläutet wie in jener Nacht. Die meisten Sumpf- und Wasservögel schlafen nicht die ganze Nacht. Jedenfalls nicht in den Tropen, wo die Nacht so lang ist und die Hitze sie zwingt, auch am Tage zu ruhen. Sie sammeln sich an den Stellen des Ufers, wo sie sich vor nächtlichen Feinden sicher fühlen. Viele von ihnen suchen selbst in der Dunkelheit Futter, und diejenigen, die sich ruhig verhalten, werden ständig durch die Bewegungen der andern, durch einen einzigen gellenden Laut geweckt.

Wer ist wohl der kleine Watvogel, der beständig dort ganz nahe am Ufer lockt? Vielleicht ein kleiner Regenpfeifer aus der mongolischen Hochebene? Die eifrige Stimme nebenan ist mir bekannt — ein Flußregenpfeifer. Er ist also ständig wach. Wieder eine andere Stimme aus dem Dunkel dort — ach, wem mag sie gehören — ja, das ist er ja, der Säbelschnäbler, den die Menschen in Schweden ausgerottet haben, der aber noch an Deutschlands Küsten vorkommt. Und die andern Vögel — ich kann allmählich ihre Gestalten sich gegen das Wasser abheben sehen, der Tag graut wohl bald — jetzt erinnere ich mich ihrer, das sind ja die eleganten Strandreiter, die ich an jenen sonnigen Lenztagen in den Sümpfen des südlichen Spaniens antraf. Aber der helle Ruf hinter mir! Das ist keine Uferschnepfe, nein, die hörte ich noch eben. Das ist etwas anderes. — Fragezeichen! So geht es mit den meisten. — Weiß nicht! Aber der Tag wird wohl einmal grauen, und dann werde ich es erfahren. Und so kommt plötzlich und unvermittelt das Sonnenrot im Osten. Die Stimmen der Vögel sind zahlreicher und lebhafter geworden. Es kommt Bewegung in die Scharen. Die große Stunde des Tages naht. Der Lärm der Kraniche schwillt

an und wird wahrhaft ohrenbetäubend. Ich bin, mit der gesprenkelten Jacke über dem Kopf, unter die Reeling gekrochen, um so wenig wie möglich gesehen zu werden. Es ist so lustig, die Kraniche zu sehen, wenn das Licht sich plötzlich ausbreitet und die Scharen dort stehen, mit dem Boot mitten unter sich. Die nächsten sind ein Trupp Jungfernkraniche. Es waren ihre Stimmen, aus denen ich nicht klug wurde. Ein heiserer, feinerer Ruf als der unserer Kraniche und bei weitem nicht so gellend wie das Geschmetter der Kronenkraniche. Ihre Augen blinzeln hinter dem weißen Kopfschmuck. Sie sehen das Boot an und sehen sich gegenseitig an. Weil der eine bleibt, bleibt auch der andere. In ihren Steppen in Transkaukasien gibt es natürlich keine solchen gefährlichen Boote. Aber hinter ihnen stehen die mächtigen Scharen von großen europäischen Kranichen. Von Hunderten träumte ich. Sicher sind es über zweitausend. Sie stehen dort wie ein feldgraues Heer am Morgen vor dem Abmarsch. Die große Masse hat sich auf der Schlammbank am Ufer versammelt. Bis zum festen Land ist es noch weit. Als Vortrupp und Spitze halten kleinere Trupps auf den Bänken im Wasser Wache. Und wo es genügend seicht ist, stehen Tausende und Zehntausende aller möglichen Arten von kleinen Watvögeln mitten unter ihnen, laufen zwischen ihren langen Beinen und geradezu unter den dichtgedrängten Leibern umher wie die Menschen unter den Gewölben der hohen Säulentempel des Niltals. Kleine Enten spiegeln sich schaukelnd in diesen lebenden Hallen, und etwa zehn, zwanzig Milane sitzen über den Strand verteilt für sich allein. Alles deutet darauf hin, daß die Kleinen im Schatten der großen Schwingen Schutz vor ihnen gesucht hatten. Lange, schlanke Hälse dehnen und recken sich, der Morgenwind spielt mit stolz wehenden Federn, die Rufe hallen über das erwachende weite afrikanische Land.

Aber das war nur ein kurzer, unvergeßlicher Anblick. Es ist die Stunde des großen Aufbruchs. Die Sonne darf sie dort nicht antreffen. Die Morgenröte steigt wie eine Feuersbrunst hinter dem Strom am Himmel auf. Die Zahl der Stimmen und ihre Stärke wächst mit jeder Minute. Die Laute der kleinen Vögel

werden gänzlich übertönt. Kronenkraniche, die in einem Gliede am weitesten vorn auf der Bank stehen, beginnen eifrig hin und her zu wandern und fallen mit gellenden, zweitönigen Hornstößen in das Konzert ein. Es ist, als ob alle nur hierauf gewartet hätten. Wie bei einem Alarmsignal horcht das ganze Heer auf. Die Scharen werden von Unruhe ergriffen. Die Rufe mahnen und fragen. Die Glieder ordnen sich in einem Sinne, den ich nicht kenne. Und mit einem Gebraus, das dem Donnern eines Kataraktes gleicht und zum gewaltigen Crescendo anschwillt, schwingt sich Phalanx auf Phalanx dem frischen Morgenwind entgegen.

Seit jener Zeit habe ich sie oft wieder getroffen — schreiend in der Sturmesnacht am Nil, als der Strom wie ein Meer am Wüstenrande bei Gjebel Auli toste; gemessenen Fluges, lautlos an stillen Abenden von den fruchtbaren Feldern im Durraland bei El Dueim zurückkehrend; in heißen Mittagsstunden ihre Ruhe haltend und mit den Marabus zusammen ihren Durst löschend, wo die Flußpferde sich tummeln bei Abu Zeid; und schließlich in langen, kaum sichtbaren Linien hoch am Himmel über Palästinas Tälern auf ihrem Heimweg zum fernen Norden. Und ich gedenke ihrer in den Sümpfen des Sjaunjamorastes am Fuße des lappländischen Gebirges zwischen den Flüssen Kaitum und Lule und des einsamen Paares mit seinen rot-dunigen Jungen an einem nebeligen Sommermorgen in dem öden Sumpf im Inneren des schwedischen Waldes. Aber am stärksten war der Eindruck der wehenden Federn und brausenden Schwingen, als die Morgenröte über dem mächtigen afrikanischen Fluß hereinbrach, und unvergeßlich tönt das Rufen in meinem Ohr, wie es durch den stillen Abend im freni-

den Weltteil klang.

An den Tagen, die jetzt folgten, bekam ich in jeder Stunde mehr Kraniche zu Gesicht als auf der ganzen Fahrt durch Ägypten. Der Weiße Nil —! Dies ist also der Fluß der Vögel und das Himmelreich für sie beschwingten Legionen, die den Herbststürmen in Asiens Steppen und dem Wintereis an der Küste Europas entfliehen. Denn zu dem Flusse hier fliegen sie. Das Land ringsumher ist für sie nur eine endlose Wüste mit dürftigen Pflanzen und Tieren und Menschen, die die Nähe des Flusses suchen, der für sie das Leben bedeutet. — Dieser merkwürdige Strom, der hartnäckig seinen Weg gen Norden zieht, schlägt alle Hindernisse bewältigend, stets gegen Norden, von den Binnenseen im Herzen Afrikas, von den regenfeuchten tropischen Wäldern, von den Schneefeldern des abessinischen Hochlandes. Man muß sich ein fast unübersehbares Flachland vorstellen, eine Vereinigung von Wüste und Steppe, so weit das Auge reicht, mit einem einsamen, knorrigen Baum als Wahrzeichen und vorzischen phantastischen roten Bergkuppeln, die fern im Sonnenglas schwimmen. Dieses Flachland wird in seiner ganzen Ausdehnung von dem bleichen, rinnenden Meer durchströmt. Das monatlang weite Strecken überschwemmt und seinen tiefen Schlamm gleich der nassen Haut eines Ungereuvers zwischen den goldflüchtigen Wüstenstrichen ablagert. Über dieses Schlammbett, über diese Schlammwüste mit dem leuchtend grünen Gürtel, über die Untiefen im Fluß, wo kräuselnde Wellen schäumen, wimmelt, laßt, watet, schwimmt und fliegt eine Welt von Vögeln aller erdenklichen Arten und Gestalten. Ständig kommen neue, ständig mehr, bei jedem neuen Ausblick, der sich uns bei einer Biegung des Flusses darbietet, an jedem Tag und in jeder Nacht, die wir mit dem stetigen Nordwind stromaufwärts segeln. Die Landschaft verändert sich langsam. Das Flußbett wird tiefer, die Wüste wird zur Steppe und verbrannten Savanne, die Ufer sind mit mannshohem Gras bedeckt, und die Bäume vereinigen sich zu lichten Hainen und dichtverwachsenen tropischen Wäldern.

Zahllose Kraniche, Flamingos, Pelikane, — und weiße heilige Ibis, Reiher — Riesenreiher, Purpurhals, Edel-

reihher, unsere Fischreiher, Aigrettereihher, Kuckreiher, Rallenreihher, Nachtreihher, afrikanische Blaureihher — und Störche — Marabustörche, unsere kleinen Störche, Abdimstörche, kohl-schwarze afrikanische Störche, Tantalusstörche, prachtvolle Sattelstörche — — es wäre ein Namenverzeichnis für ein wissenschaftliches Werk, wenn man sie alle aufzählen wollte.

Niemals vorher hat wohl meine zerschmetterte Beutepackung auch nur den zehnten Teil gesehen. Wenn die Scharen auf-flogen, verdunkelten sie buchstäblich die Sonne. Die Bilder hier müssen mir helfen zu schildern, wie es aussah. Meine Augen waren zuletzt so ermüdet, daß ich nicht mehr durch den schar-fen Feldstecher sehen konnte. Es ging noch an, solange wir segelten. Auf dem schaukelnden Jagddampfer, wo ich es später versuchte, war es schwieriger, mit starker Vergrößerung zu sehen. Im übrigen war die Delahaye ein Geschenk des Himmels. Be-reits am ersten Tag wurde es mir klar, daß wir ohne weiteres mit der Kamera mitten unter die Kraniche segeln würden. Das mag phantastisch klingen — die Vögel befanden sich ja auf Land —, aber ein Blick auf meinen kinematographischen Film von dieser Reise mit den Tausenden von Kranichen macht so-fort begreiflich, was die Bilder hier vielleicht nicht zeigen kön-nen. Die ersten Versuche scheiterten daran, daß wir ganz ein-fach selbst scheiterten. Das soll im Zusammenhang berichtet werden.

Die Lieblingsplätze hatten die Kraniche unter den Zehn-tausenden von kleinen Vögeln erkoren, von denen es am flachen Ufer wimmelte. Solche Lieblingsplätze waren die weitestge-dehnten Schlammböden, irgendeine seichte Landzunge, die in den Fluß vorragte, vor allem aber die schmalen Ränke, die dem Ufer parallel vorgelagert und vom Land durch einen breiten streifen freies Wasser getrennt waren. Diese Ränke waren ein guter Schutz gegen den Besuch nährlicher Raubtiere, besonders der Leoparden, die, wie die Spuren am Strande weiter stromaufwärts bewiesen, nicht verschmähten, bei ihren nächtlichen Besuchen gelegentlich einen Vogel aus der Schar zu holen. Dort standen jetzt auf vielen Stellen nur kleine Trupps zwischen den wim-

melnden Haufen von Kampffläufern, Strandläufern und Enten, aber zur günstigeren Zeit, wenn der Morgen anbrach, sammelten sich dort Tausende von Jungfernkranichen und unsern grauen Kranichen. Kurze Zeit nachher erhoben sie sich alle in die Luft und entschwanden in langen, lärmenden Reihen, um auf den jetzt wüstenrockenen Feldern, wo die Eingeborenen während der Regenzeit Durra bauen, zu äsen. Aber bereits gegen zehn oder elf Uhr, wenn es vielleicht auch für sie unleidlich heiß wurde, kamen sie in kleinen Trupps wieder zurück. Bei Windstille hoch am Himmel, im harten Gegenwind tief fliegend, kehrten sie zu ihrer geliebten Schlammbank oder dem Ufer zurück. Zuerst löschten sie ihren Durst, um dann, während die Sonne im Zenit brannte, dazustehen und ihr Federkleid zu putzen, zu schlafen, sich ein wenig zu zanken und im übrigen, was Menschen und Tiere gleichmäßig zu schätzen scheinen, nichts zu tun.

Wenn diese Tausende von Kranichen fortflogen und wiederkehrten, sah ich sie nur selten sich zu einem Winkel oder jenem regelmäßigen Bild einer Pflugschar ordnen, um derentwillen der Flug der Kraniche so berühmt ist. Sie kamen in ganz losen Verbänden, vorzugsweise in schiefen Reihen — Epaminondas mag sie wohl gesehen haben, ehe er seine Kampfphalange bildete — oder in langen Reihen mit gleichen Abständen zwischen mehreren Vögeln, wobei die Flügel der Linien etwas zurückblieben, aber nicht in dem regelmäßigen Winkel, den die Kraniche häufig, aber nicht immer, bilden, wenn sie hoch in der Luft weite Wege zurücklegen. Daß dieser bekannte Winkelflug nach physikalischen Gesetzen zur leichteren Überwindung des Luftwiderstandes dient, wird als erwiesen angesehen. Das gleiche trifft aber auch für die gebogene und schiefe Reihenordnung zu. Es ist sicher, daß die Kraniche die „Pflugschar“ nicht im „Alltagsleben“ anwenden. Wahrscheinlich beruht das darauf, daß eine längere Wegstrecke erforderlich ist, damit diese starken Flieger durch den Luftwiderstand in eine Flugordnung gedrängt werden, die ihnen zum äußersten Vorteil gereicht.

Dort standen nun die Vögel an ihren Ruheplätzen, bis gegen drei oder vier Uhr die Hitze nachließ. Dann flog zuweilen die ganze Gemeinde in Trupps von zwanzig, dreißig Stück noch einmal zum Äsen auf die Felder, zuweilen blieben aber auch viele zurück. Auf jeden Fall waren sie aber alle vor Sonnenuntergang wieder am Weißen Nil versammelt.

Die Jungfernkraniche und unsere grauen Kraniche standen in vollkommener Eintracht dicht zusammen, aber doch jede Art für sich in kleinen Gruppen, so daß man erst eine Reihe von ein paar hundert Jungfernkranichen sah, darauf eine Reihe großer Kraniche — vielleicht halb so viele — und dann wieder einige hundert Jungfernkraniche mit eingesprengten Gruppen großer dazwischen. Die Kronenkraniche hielten sich gern an den gleichen Örtlichkeiten auf, blieben aber doch den Fremden gegenüber vornehm abgeschlossen.

Auf solche Kranichplätze stießen wir, mit einem Zwischenraum von fünf bis zehn Kilometern oder mehr, den Weißen Nil von der Wüstengegend südlich von Omdurman durch die kordofanischen Steppen hinauf bis Abu Zeid, wo der Fluß von Felsen eingeengt wird und die Wälder bis ans Ufer vorrücken. Aber dort nahmen unsere grauen Kraniche bereits an Zahl ab. Ihr bestes Winterland liegt anscheinend zwischen der unbauten Ebene bis zum 13. Breitengrad und der Gegend, wo waldige Inseln den Strom zu teilen beginnen. Oberhalb dieses Gebietes wurden die Jungfernkraniche immer mehr vorherrschend, und schließlich bestanden die Scharen nur noch aus diesen mit einer stärkeren Gesellschaft von Kronenkranichen.

Vom ersten Tage an, den ich auf dem Fluß fuhr, stand ich vor dem Problem der Südgrenze des Winterquartiers unserer nordischen Vögel und besonders unserer Kraniche. Wo war diese Grenze? Die wunderbare Nordbrise, die das Leben in diesem Lande auch zur heißesten Zeit erträglich macht, trieb unsere Dahabîye vorwärts, daß das Wasser am Bug hoch aufspritzte. Überall sahen wir Kraniche. Ich fragte mein Orakel Mohammed: „Wo gibt es die meisten Vögel dieser Art, werden es weiter aufwärts mehr oder weniger, finden sie sich nur an den

flachen Ufern, oder auch dort, wo Gras wächst, wie weit nach Süden hast du sie gesehen?“ Und Mohammed, der nicht gewohnt war, nach kleinerem Wild als Löwen und Büffeln auszuspähen, und es als unter Manneswürde betrachtete, sich mit solchem Krabbelzeug zu beschäftigen, antwortete regelmäßig: „Oh, sir, it's ‚lotter‘ birds ‚in the front‘!“ Das glaubte ich sehr gern, aber für mich war jede einzelne Stunde gerade wegen unserer Kraniche so kostbar. Denn mit der Brise vorwärts zu kommen ging wie der Blitz, aber zurück — keine Gebete zu Allah konnten den Widerwillen der Amira gegen das Kreuzen überwinden.

„Aber bist du sicher, Mohammed“, fragte ich immer und immer wieder, „daß es wirklich mehr Kraniche ‚in the front‘ gibt?“ Und Mohammed schlug die Arme auseinander, was bedeuten sollte: Zweifelsohne, mehr als genug. — „Many thousands, sir. Many — millions!“ Und dieses letzte Kraftwort kam wie ein Schuß aus seinem Munde hervor. Da schien es mir aber, als ob die Zahlen anfangen, nach Chicago zu schmecken, und ich ging hin, zeigte dem schwarzen Schiffer zehn Piaster und wies auf die nächsten Kranichtrupps, die in der Ferne, wo der Fluß eine Biegung machte, wie ein Haufen Menschen auf einer Landzunge standen. Mohammed, der dolmetschte, schüttelte den Kopf: „Too shallow, sir!“ — Aber der Schiffer ließ das Geldstück willig in seine Toga verschwinden, und die Leute mußten das Vorderdeck räumen, so daß ich die Kamera an einem geeigneten Punkt auf der Leeseite aufstellen konnte.

Natürlich kam alles auf gutes Glück an. Denn der Schiffer steuerte von jeher in einer gewissen Fahrrinne, die er kannte, ob der Wasserstand nun hoch oder niedrig war. Was es da herum an Untiefen und Sandbänken in dem unendlich langen Fluß gab, konnte er nicht im Kopf haben. Außerdem hat der Grund des Nilbettes die unangenehme Neigung, sich von Jahr zu Jahr zu verändern, so daß neue Fahrrinnen gesucht werden müssen. Überdies sieht man in dem schlammigen Wasser nichts. Aber der Schiffer steuerte bereits nach der Richtung, die ich ihm mit der Hand andeutete, und als wir uns dem Ufer unserer



Die Kraniche fliegen zu Felde



„Da saßen wir“

Sehnsucht näherten, hielt er so scharf auf die Kraniche zu, als ob er geradenwegs in die Wüste segeln wollte. Das tat er auch beinah. Just als ich begonnen hatte, den Sucher auf die Kranichschwärme vor uns einzustellen, gab es einen Stoß, daß die Kinokamera beinah über Bord gegangen wäre. Das Segel schlug gegen den Mast. Da saßen wir. Aber die Kraniche, denen wir uns auf weniger als hundert Meter genähert hatten, machten keine Anstalt, fortzufliegen. Sie hatten schon öfters eine Dahabîye auf Grund geraten sehen, und die Alten und Erfahrenen unter ihnen, die das Warnungssignal zu geben pflegten, wußten, daß von Booten mit weißen Segeln und schwarzen Männern keine Gefahr drohte, sondern daß der plötzliche Tod zuweilen von Booten mit weißen Männern und schwarzem Rauch kam. Erst als alle die schwarzen Männer anfangen, mit Stangen im Modder zu staken und im Takt zu rufen, und schließlich ins Wasser sprangen, wurde es ihnen doch zu bunt, und die ganze Gesellschaft machte sich unter großem Palaver davon.

Wir hatten das Schiff in weniger als einer halben Stunde flott. Als das Staken nichts nützte, sprangen alle Mann in See und stemmten die Schultern gegen den Steven; alle, mit Ausnahme von Mohammed, der sich dazu zu vornehm dünkte, und Emin, dem Koch, der bei solchen Gelegenheiten unfehlbar aus seiner Kombüse hervorkam und wie eine fette Köchin mit den Armen in den Seiten zuschaute.

Es gurgelte noch im Schlamm, als wir loskamen, der Steven bäumte sich, und dann setzten wir die Reise fort, als ob nichts geschehen wäre. Eine Zeit verstrich. Über die möglichen Folgen solcher Experimente mit der Dahabîye der sudanischen Regierung war ich mir nicht recht klar. Ich ging hinunter und sah den Kontrakt nach. Ein derartiger Fall war offenbar nicht vorgeesehen. Als der nächste Kranichtrupp auf einer Schlammbank sichtbar wurde, ging ich still hinauf und zeigte dem farbigen Admiral die nächste Zechine.

Wie oft wir an diesem Tage auf Grund fuhren, habe ich nicht aufgezeichnet. Wo Kraniche standen, war es seicht und ab-

schüssig, und wo es nicht seicht und abschüssig war, standen keine Kraniche. Es war ein Segen, daß der Wind nicht so stark war und keine Steine im Schlamm lagen. Einmal standen da sicher tausend Jungfernkraniche und ein paar hundert unserer Kraniche auf einer Sandbank im Wasser. Es sah aus, als ob es tief genug war, um mit einer großartigen Gebärde auf fünfzig, sechzig Meter Abstand an ihnen vorbeistreichen zu können. Es ging näher und näher. Der Fluß erstreckte sich ein Stück nach Südost, so daß der Wind von Backbordseite her anfaßte. Die Dahabîye drehte sich vorsichtig, um an der Schar vorbeizustreichen. Welch ein Bild! Die Kamera begann zu surren. Und gerade in dem Augenblick, als ich die Kraniche richtig im Sucher hatte und die nächsten sich erhoben und uns ein Stück gegen den Wind entgegensegelten, faßte der Steven Grund, und ich stürzte mit dem ganzen Krempel vornüber, daß das Objektiv auf Deck sauste, während die herrlichen Vögel mit Schwingengebraus und Schreien stolz an uns vorbeizogen. Es war wie verhext.

Nun denkt vielleicht mancher: Warum gingst du denn nicht an Land und pürschtest dich mit der Kamera an? — Ja, bitte schön — ich versuchte das den ersten Tag mehrere Male. Es wäre ausgezeichnet gegangen, wenn die Kraniche nur nicht die eigentümliche Neigung gehabt hätten, sich auf diesen Schlamm-bänken oder dem meilenlangen, vollständig flachen Ufer aufzupflanzen. Auf diesem ging man, so weit die Erde von der Sonne ausgedörrt war, wie auf einem zerrissenen Lehm Boden, bis er unerwartet nicht länger hielt und die Beine in dem köstlichen fruchtbaren Schlick einsanken, der neun Zehntel des ganzen Ufers bedeckte. Wenn es nur etwas Gras oder einen Busch gegeben hätte, um sich dort zu verstecken, oder wenigstens eine Erhöhung mit etwas festem Boden im erreichbaren Abstand von ihren Plätzen! In einer weiten Bucht, wo sich Kraniche aufhielten, hatten die Schwarzen von alters her eine Stelle zum Wasserholen. Das Wasser wird überall dort aus dem Weißen Nil geholt, wo sich die Kraniche und vielleicht noch manches andere baden. Dort hatte sich ein seichtes Kanalbett



„Die Schwingen peitschten sausend die Brise“



„Die Sonne glänzte auf ihr perlgraues seidiges Gefieder“

im Schlick gebildet, so daß man ans Wasser gelangen konnte. Unter einem Stück schlammgrauen Tuchs duckte ich mich dort am Morgen nieder, als die Kraniche fort waren, und wartete, bis sie vom Feld zurückkehrten, um zu trinken. Aber so leicht ließen sie sich nicht überlisten. Die ersten, die ankamen, wunderten sich über den merkwürdigen Gegenstand und ließen sich daher nur ein paar hundert Meter weit entfernt nieder. Und diejenigen, die ihnen folgten, setzten sich natürlich an die gleiche Stelle.

Es war mir aufgefallen, daß die Kraniche ruhig blieben, wenn die Viehherden der Schwarzen zum Nilufer kamen, um zu trinken. Mohammed mußte einige Negerjungen anwerben, um einen Haufen Vieh langsam an den Kranichen vorbeizutreiben. Aber die Ochsen gingen natürlich jedesmal geradenwegs auf die Kraniche los, und die schlauen Vögel sahen sofort, daß sich eine verdächtige Gestalt unter den Tieren befand, und flogen in viel größerer Entfernung auf als vor der heransegelnden Dahabîye. So blieb nur die Möglichkeit, es wieder vom Boot aus zu versuchen.

Es war der vierte Tag; noch hatte ich keinen Kranichtrupp richtig in der Kamera. Der Wind war frisch. Es knarrte in der Takelage der Dahabîye. Die Landschaft zog wie ein Panorama vorbei, ein richtiges Segelwetter. Gegen zehn Uhr kam Mohammed und verdolmetschte mir den Kummer des Schiffers. Es wehte zu stark. Er wollte in Lee vor Land beilegen, just als die Kranichscharen sich segelnd dem Fluß nahten. Herden von Wildgänsen weideten auf den immer grüner werdenden kleinen Inseln. — Beilegen! Es war doch kein Unwetter, nur schöne, gleichmäßige Brise. Wenn vielleicht — ich ging langsam nach achtern und bot dem Schiffer Tabak an. Es war, wie ich mir gedacht hatte — er wollte sehen, ob ich noch mehr Zehnpiasterstücke hätte.

An diesem Tage kriegte ich sie — gepriesen sei Allah! Er hatte dafür gesorgt, daß das Wasser vor den Sammelplätzen der Kraniche hier etwas tiefer war, und als wir nun, durch ungezählte Havarien gewitzigt, unter der frischen Brise heran-

gebraust kamen, gelang es keinem aufzufliegen, bevor nicht die Dahabîye auf fünfzig, vierzig, dreißig Meter an ihnen vorbeischoß. Dann brausten sie, Glied auf Glied, in die Höhe. Wir hatten sie auf dem westlichen Ufer. Der Wind kam etwa von Nordosten. Sie mußten gegen ihn an. Die Sonne glänzte auf ihr perlgraues seidiges Gefieder und auf den weißleuchtenden Kopfschmuck der Jungfernkraniche. Ihre Rufe klangen durch die Luft. Die Schwingen peitschten sausend die Brise.

Mohammed zeigte alle seine weißen Zähne. Er war im Lichtspielhaus gewesen, als er seinen „master“ nach Europa begleitete, und fing nun an zu begreifen, daß dies vielleicht doch eine Art Jagd war, selbst wenn es nicht auf Elefanten losging. Er wies eifrig mit den Händen nach Süden: „Lotter birds in the front, sir! Many thousands!“

So segelten wir nach Wildgänsen und nach Kranichen und wieder Kranichen. Sie flogen willig in die Kamera, wenn nur das Wasser tief genug war. Und das war es überall, bis auf eine einzige Stelle. Die Amira saß dort am Nachmittag fest. Die Brise war etwas steif, und man konnte hören, daß sie es ernst meinte, als sie auf Grund fuhr. Wir stakten alle Mann, sogar Mohammed, aber nicht Emin, der Koch. Die schwarzen und braunen Kerle sprangen ins Wasser und stemmten ihre sehnigen Schultern gegen den Steven. Wir arbeiteten stundenlang. Wir holten das Segel nieder und warfen einen Wurfanker aus und zogen aus Leibeskräften. Die Sache wurde ungemütlich. Aber wir saßen fest und hätten da lange festsitzen können, wenn nicht Allah uns just an diesem Tage einen von den Viehdampfern des Gouvernements den Strom hinauf gesandt hätte. Eine auf Grund geratene Dahabîye war eine alltägliche Sache auf dem Nil. Wir bekamen eine Trosse an Bord und machten fest. Die Schaufeln arbeiteten, und es krachte in dem ehrwürdigen alten Schiffsrumpf. Los kamen wir, aber mir schien die Sache bedenklich zu werden. Nächstes Mal konnten wir eine Woche festsitzen, bevor es einem der Raddampfer einfiel, vorbeizukommen, wenn uns das nicht etwa gar in einem Flußarm passierte, wohin überhaupt nie ein Dampfer kam.

Ein paar Tage vergingen. Neue Möglichkeiten und neue Probleme tauchten auf. Ich hatte genügend Film von fliegenden Kranichscharen. Da kam Mohammed mit einer nachdenklichen Frage. Der schwarze Admiral meinte, ob wir nicht weiter nach Kranichen segeln sollten.

Früher einmal, als ein alter Jäger mir in seiner Heimat geholfen hatte, viele Vögel auf die Platte zu bekommen, bat ich ihn beim Abschied, niemandem zu sagen, wie wir zu Werke gegangen waren. Irgendein Schütze konnte zu viel lernen und es zum Verderben der Vögel anwenden. Einige Zeit darauf fragte jemand den treuen Kerl, wie ich es angestellt hätte. „Ja“, hatte er geantwortet, „das ist gar keine Kunst. Er kroch in den Sumpf, daß nur noch der Kopf hervorguckte, und dann, als die Vögel kamen, setzte er die Kamera auf!“ An jenen Tagen am Nil, als die Kraniche Schwarm auf Schwarm an diesen unzugänglichen, flachen Ufern, wo überall tiefer Schlick lag, auftauchten, wünschte ich oft, daß diese Geschichte ein wenig festeren Grund gehabt hätte, genau wie der Modder des Weißen Nils. Denn dort, wo die Kraniche standen, lief jede Grube nach dem zehnten Spatenstich wieder voll. Einen Augenblick dachte ich daran, die Badewanne der Dahabîye in den Schlick einzugraben. Aber einesteils war es bitter, den liebsten Genuß des Tages zu opfern, und andernteils schien es mir zweifelhaft, was „Sudan Government for Steamers and Railways“ dazu sagen würde. Zum guten Glück kam das Schwemmgras und rettete mich aus der Not.

Das Schwemmgras ist eine der Eigentümlichkeiten des Weißen Nils. Wahrscheinlich gibt es auch in andern tropischen Flüssen mehr als genug Schwemmgras, aber der Begriff stammt vom Weißen Nil. Es sind Rasensoden und Wurzeln und Polster von Sumpf- und Wasserpflanzen, die der Weiße Nil und seine ungezählten Zuflüsse bei der jährlichen Überschwemmung losreißen und mit sich führen. Ein Teil staut sich und erfüllt den ganzen Fluß mit der sogenannten „Suddregion“, durch welche die Expeditionen sich mit den Dampfbooten förmlich durchschneiden müssen, um vorwärtszukommen. Ein anderer Teil treibt auf dem Strom in Gestalt von Inseln und kleinen Werdern. Und ein Teil war, mit einem seltsamen tropischen Busch darauf, am südlichen Ende einer Schlammbank gestrandet, wo ein paar tausend Kraniche in vornehmer Unnahbarkeit inmitten des Stromes thronen.



Das fliegende Kranichpaar



Die afrikanischen Kronenkraniche

Südlich von Kawa nahm das kahle Flachland schließlich ein Ende, und es zeigten sich bewaldete Inseln. Tropische Tauben schwärmten von den Bäumen hernieder, um zu trinken. Überall waren Vögel. Ein paar weißköpfige Geier antworteten einander mit gellen Schreien von Ufer zu Ufer. Aber mein Feldstecher war mit den Problemen auf der Flußbank beschäftigt. Dort waren nicht nur Kraniche, unsere grauen Kraniche und Jungfernkraniche, die letzten etwa doppelt an Zahl, sondern da leuchteten auch einige weiße Vögel zwischen den Scharen auf. Die Dahabîye näherte sich hastig. Es waren unsere Hausstörche, die dort zwischen den Scharen standen. Da war wohl der Storch aus Holstein auf der Rückreise von Afrika, Allah war in der Tat gnädig. Drei Mann in die Höhe zu schicken, um das Segel zu bergen, war das Werk eines Augenblicks.

Jetzt aber standen die Kraniche auf einer kilometerlangen Bank, wo das Wasser kaum fußtief war. Gegen Süden erhob sich die Bank zu einer schmalen, seichten Insel mit etwas festem Grund und einigen Bäumen im südlichsten Teil, und auf der nördlichen Seite der Insel, wo das Schlammbett eben von Wasser bedeckt war, hatte sich das Schwemmpolster, das während der Überschwemmungsperiode angetrieben war, gestaut. Die Dahabîye wurde hinter die Bäume gelotst, wo sie von den Kranichen nicht gesehen werden konnte, und dann nahm ich den längsten Feldstecher und schlich mich über die Insel, um zu versuchen, die Gewohnheiten der Gesellschaft dort auszukundschaften. Die Untiefe, wo die Kraniche standen, glich einer kleinen Landzunge unter Wasser, was daraus zu erkennen war, daß die Vögel wie eine Brigade in einer geraden Linie ausgerichtet standen. In ihrer Umgebung wateten im tiefen Wasser schneeweiße Löffelstörche, die mit ihren flachen Schnäbeln im Schlick nach kleinen Wassertieren suchten. Einzelne kohlschwarze Klaffschnäbel schritten bedächtig einher, und ein einsamer Riesenreiher, so groß wie irgendein Kranich, spähte mit vorgestrecktem Hals nach meiner Wenigkeit hin. Er war scheuer als die andern. Die nächsten Kraniche waren keine fünfzig Meter vom Schwemmpolster entfernt, und noch näher

wimmelte es von Kampffläufern und Wasserläufern, aber ich wußte nur zu gut, daß der geringste Verdacht sie veranlassen würde, sich ein paar hundert Meter weiter entfernt auf der Schlammbank niederzulassen. Es war jetzt mitten am Tage, und es wäre nur eine Dummheit gewesen, sie aus der Nähe dieses natürlichen Verstecks zu verscheuchen. Aber beim nächsten Morgengrauen, sobald die Kraniche unter ohrenbetäubendem Lärm zu ihren Durrafeldern geflogen waren, trafen wir mit geeigneten Gerätschaften zur Verbesserung der Gabe Allahs dort draußen ein. Ich fragte Mohammed, ob er nicht auch glaubte, daß sein Namensvetter, der Prophet, das Schwemmpolster dorthin gebracht hätte, um mich dafür zu belohnen, daß ich keine Vögel tötete. Mohammed, der mit Wohlgefallen das Interesse des christlichen Hundes für die alleinseligmachende Lehre vernahm, billigte den Gedanken ganz ernsthaft und meinte, auch damals hätte Allah es gefügt, als „el vabur“, das Dampfboot, kam und uns aus Not und Schlamm half.

Als wir nach Sonnenaufgang hinkamen, war nicht ein Kranich da. Die weißen Löffler, die zurückgeblieben waren, gaben sich nicht die Mühe aufzufliegen, sondern liefen nur in einer Reihe einige hundert Meter weiter nordwärts, und die Strandläufer und Uferläufer flogen vor unsern Füßen auf, um nach einer Schwenkung über das Wasser sofort wieder zurückzukommen. Nur der Riesenreiher, der einsam seine Uferfischerei betrieb, bekam einen längeren und längeren Hals und flog schließlich so langsam und schwerfällig zum jenseitigen Ufer, daß man jeden Augenblick glauben konnte, er würde es nicht mehr länger machen. Niemand, der auf dem Nil vorbeisegelte, wäre auf den Gedanken gekommen, daß dies ein Versammlungsort der Kraniche sei, und wahrscheinlich waren wir am Morgen an einem Kranichplatz nach dem andern vorbeigesegelt, ohne zu ahnen, daß dort einige Stunden später Tausende der ersehnten Vögel stehen würden. Auch vorletzte Nacht, als wir den Wind benutzen wollten und im Vertrauen auf Allah segelten, hatte uns das Gewirr von Vogelstimmen verraten, daß sich verschiedentlich am Ufer Versamlungsplätze

befanden, die wir jedoch niemals sahen. Es wurde mir immer klarer, daß in diesem Landstrich nicht Zehntausende, wie ich früher gemeint hatte, sondern Hunderttausende von großen Vögeln überwinterten.

Es war eine ganz einfache Sache, den tropischen Busch zu zerteilen und eine Attrappe herzurichten, um die sich die kleinen Sumpfvögel nicht kümmerten. Wie die Kraniche sich dazu stellen würden, war eine andere, spätere Frage. Die Bekanntschaft mit dem Schwemmpolster erwies sich als recht „haarig“; es glich einer Riesenbrennnessel. Nachdem das Versteck fertig war, brachte ich den ganzen Nachmittag damit zu, die Apparate zu ordnen, und versuchte zwischendurch, mit einer Pinzette die Nesseldornen — anders konnte man sie wohl nicht bezeichnen — aus meiner Hand zu ziehen. Aber am nächsten Tage, ein paar Stunden, nachdem die Vögel ihren gewohnten Flug über den Waldgürtel nach den Feldern angetreten hatten, lugten die Objektive meiner Kameras aus dem Nesselgewächs-versteck hervor. Mohammed und die Schwarzen hatte ich mit dem Auftrage zurückgeschickt, die Feluke, das kleine Schleppboot, mit zwei Mann zu dem anderthalb Kilometer entfernten nördlichen Ende der Schlammbank zu senden, um die Vögel von dort fernzuhalten.

Sie waren kaum verschwunden, als schon Mengen von kleinen Sumpfvögeln begannen, mein „Tabernakel“ zu umschwärmen. Merkwürdige Weihen in den schönsten blauen und grauen Farben ließen sich einige Meter vor mir auf der Schlammbank gleich Sumpfvögeln im Wasser nieder. Ich hatte keine Möglichkeit, festzustellen, zu welchen asiatischen Arten diese verschiedenfarbigen Raubvögel gehörten. Jetzt kamen die Kraniche. Aber die Sache glückte nicht. Es zeigte sich, daß die Vögel nicht genügend „bange“ vor den Schwarzen waren. Das sah ich später noch öfters und lernte mich danach einrichten. Der Riesenreiher und die Löffler und einige andere Stammgäste hatten sich nämlich, als wir kamen, einige hundert Meter weit fortbegeben; und da blieben sie. Als die ersten Kraniche eintrafen, sahen sie diese gewohnten Bekannten und

richteten sich nach ihnen. Jeder folgende Schwarm machte es ebenso. Und wieviel es auch sein mochten — ich glaube eher drei- als zweitausend —, sie kamen mir dort nicht mehr als ein paar hundert Meter nahe. Mit anderen Worten: sie kamen durchaus nicht in „Schußweite“ der Kamera. Aber in der Nähe der Schwarzen im Boote wimmelte es von Kranichen. Konnten sie irgendeine Veränderung wahrgenommen haben? Bestimmt nicht! Hier lag nur die gewöhnliche Fehlrechnung vor, die die Jagd mit der Kamera nur um so spannender macht und die sicherlich dazu beitragen wird, daß dieser unblutige Intelligenzwettstreit zwischen Mensch und Tier die Wege für diesen genaußreichsten Sport bahnen wird. Aber der Tag war für die Kamera wieder verloren. Mohammed und ich hatten ein paar scharfe Signalpfeifen zur gegenseitigen Verständigung. Um die Vögel nicht zu schrecken, hatten sie ungefähr den Laut eines langgezogenen Kranichrufes und waren bei gutem Wind einen Kilometer weit oder noch weiter zu hören. Wir waren über-
einge-
kommen, daß Mohammed sich in gewissen Zeitabständen von leewärts heranschleichen sollte, um zu horchen, ob ich etwa rief. Bis zum nächsten Mal waren es noch zwei Stunden. Die Wartezeit benutzte ich dazu, mit Hilfe meines längsten Feldstechers die Vögel zu zählen. Das war natürlich nur ungefähr möglich, aber nachdem um die Mittagszeit alle zum Fluß gekommen waren, standen vor mir auf der Schlammbank etwa zweitausend Jungfernkraniche, fünf- bis sechshundert unserer Kraniche, einige zwanzig Löffler, nur zwei Kronenkraniche, etwa dreißig Klaffschnäbel und, soviel ich sehen konnte, elf weiße Störche, ein Riesenreiher und ein Dutzend gewöhnlicher Graureiher. Die Reiher gingen im Umkreis der Sandbank auf Fischfang aus und wollten durchaus nicht näher kommen. Die Löffler und Klaffschnäbel suchten ihr Futter in etwas seichterem Wasser. Die Kraniche hatten sich wie ein Volk mitten auf der Bank gesammelt, und zwischen ihnen standen mir zugewandt die Störche. Aber diesseits von ihnen und zwischen den großen Vögeln wimmelte es wieder von Kampfläufers in Wintertracht; ein oder der andere Hahn zeigte be-

reits hell oder dunkel hervorsprießende Hochzeitsfedern. Zwischen ihnen, außerhalb des Kranichheeres, ließen sich vereinzelt oder zu wenigen vergesellschaftet andere kleine Vögel nieder: Rotschenkel, große Grünschenkel, die süd- und osteuropäischen Teichwasserläufer, Pfuhlschnepfen, Strandreiter und zu meiner Verwunderung einzelne Raubseeschwalben. Auf dem Schlick um mein Versteck herum, wo kein Wasser stand, liefen weißbrüstige Regenpfeifer und Zwergstrandläufer umher. Weit draußen auf den Wogen schwammen einige Entenvölker, deren Artzugehörigkeit ich nicht erkennen konnte. Tropische Tauben schwärmten unaufhörlich über den Uferwäldern.

Es war soviel klar, daß die Vogelscharen am Weißen Nil zu dieser Jahreszeit in drei große Charaktertypen zusammengefaßt werden konnten: Kraniche, Kampfläufer und all die verschiedenen weißbunten und gelben Stelzen, die überall am Ufer umherflatterten.

Als unsere Hausstörche einige Tage später hoch in der Luft von Süden her vorbeizogen, zählten ihre Scharen gewiß nach Tausenden, aber bei den überwinternden Kranichen hier hielten sich nur wenige auf. Fischreiher waren nur einzelne da, die entweder für sich allein blieben oder in kleinen Trupps zusammengeschlossen waren. Ebenso verhielt es sich mit allen anderen kleineren Sumpfvögeln mit Ausnahme der Kampfläufer. Ihre Zahl betrug Zehntausende und auf größerem Gebiet sicher Hunderttausende. Woher diese mächtigen Schwärme von Kampfläufern stammten, ist ja unmöglich zu sagen, aber es ist wahrscheinlich, daß sie aus dem russischen und westasiatischen Tieflande kamen. Sie suchten auf den seichten Bänken und am Ufer eifrig nach kleinem Getier, aber der beste Tisch war für sie auf dem trockenen Lande gedeckt, wo sie Durra und was sie sonst an Körnern fanden, fraßen. Gleich den Kranichen flogen sie zwischen dem Fluß und den Feldern hin und her. Bei der Station Kosti in Kordonfan lief eine Menge Kampfläufer auf dem trockenen Sande zwischen den Schienen und in den sandigen Straßen des arabischen Stadtteils umher, um nach Körnerfutter zu suchen. Das war ein recht eigentüm-

licher Anblick. Bei uns sieht man sie ja fast ausschließlich zur Brutzeit auf überschwemmtem Gelände und manchmal, wie auf Öland, auf den Äckern, um Insekten oder wider Erwarten auch dort Körnerfutter aufzulesen.

Keinen von den anderen kleinen Sumpfvögeln sah ich auf den trockenen afrikanischen Feldern Futter suchen. Alle Wasservögel und Regenpfeifer hielten sich in der Nähe des Flusses auf, am liebsten am Ufer. Aber die wenigen Hausstörche, die hier rasteten, begaben sich bestimmt zum Futtersuchen zweimal am Tage auf das trockene Land. Was für Futter sie dort fanden, konnte ich mir nicht erklären. Heuschrecken, die sonst ihre Lieblingsspeise sind, waren nicht zu sehen, und Pflanzennahrung nahmen sie kaum. Stundenlang wanderte ich an den nächsten Tagen über dies kahle Stück Steppe mit dem durstenden Wald- und Buschgürtel, auf der es in der Regenzeit sicher grünte und Tierleben vorhanden war, die aber jetzt glühend heiß war. Zwei Schlangen und einige flinke Eidechsen waren die wenigen Reptilien, die ich sah. Die einzige stärker vertretene Tierart, die den Störchen an den Ufern hätte zur Nahrung dienen können, waren Mengen von Grillen, die ihr eigentümliches Konzert begannen, sobald es dämmerte, und die sich während des Tages in den tiefen Rissen verborgen hielten, von denen das ausgedörrte Lehmbeden des Nilstrandes wie von einem feinen Netze durchzogen war. Derartige Fragen lassen sich kaum beantworten, ohne eine Anzahl Vögel zu töten und zu untersuchen. Aber ein Schuß in dieses Tierparadies wäre das Schlimmste gewesen, was hätte geschehen können. Ich ahnte nicht, wie nahe gerade da dies Unglück war. Das aber gehört zur Geschichte des nächsten Tages.

Als gegen Nachmittag die schlimmste Hitze vorüber war — von den Qualen während der Stunden, da die Sonne gerade über meinem Versteck stand, zu sprechen, lohnt sich nicht — und die meisten Kraniche auf die Felder geflogen waren, piff ich auf meiner Kranichpfeife die Schwarzen herbei und machte, daß ich an Bord der Dahabîye kam, um mittels einer der zweihundertvierzig Flaschen Wasser den eingedickten Saft in mei-

nen Adern zu verdünnen. Hierauf wurde Mohammed gefragt, ob es Fischnetze an Bord gäbe. Ja, einer der Schwarzen hatte zwei. Sie kosteten einundeinhalbes Pfund. Ein Küken kostete bei den Negern nur fünfunddreißig Pfennige. Genug, als das Geschäft abgeschlossen war, ging ich mit Mohammed und den vier schneidigsten Kerlen ans Ufer, wo der Schlick genügend trocken war, uns zu tragen, und wandte die Leute als lebende Schachfiguren an, um unsere morgige Strategie zu veranschaulichen.

„Hier, Mohammed“, ich ritzte mit dem Stocke eine Karte in den Schlick, „stehen die Kraniche auf der Bank, von dort fliegen sie herbei, und hier ist das Schwemmpolsterstück, so steht der Wind. Jetzt wirst du einen Mann an den östlichen Strand mitten vor die Bank setzen. Gehen die Kraniche auf ihn zu, so soll er sich sachte gegen sie hin bewegen. Machen sie kehrt, so soll er stehenbleiben. Das Boot soll, wenn die ersten Vögel kommen, an der nördlichen Spitze der Bank liegen. Setzt der nächste Schwarm sich nördlich von ihnen, so soll es ganz sacht näher treiben, so daß alle weiteren Schwärme sich jedesmal südlich von den vorher angekommenen niederlassen. Aber du selbst und noch ein Mann, ihr nehmt das Netz und geht, sobald die ersten Trupps angekommen sind, von Norden her auf die Bank los, und dort bewegt ihr euch in dem seichten Wasser vor- und rückwärts und achtet darauf, daß kein Kranich auch nur einen Schritt weiter nach Norden geht. Aber ihr dürft den anderen nicht zurufen und nicht aufrecht gehen und auf sie hinblicken. Wenn ihr euch den Kranichen nähert, sollt ihr ihnen am besten den Rücken zukehren und das Netz nachschleppen. Und ihr dürft niemals geradenwegs auf die Kraniche zugehen.“

Das begriff Mohammed. Das war die gleiche Sache, als wenn er einem „american lord“ hätte Elefanten zutreiben sollen. Aber er hatte doch noch einige Bedenken.

„Many crocodiles in the Nile, sir!“

Das war natürlich Unsinn. Wenn sich auch an dem Tage einige Krokodile vor mir auf der Schlammbank gezeigt hatten, so war doch kaum anzunehmen, daß eins von ihnen auf der

kilometerlangen Bank, die knapp einen Fuß hoch von Wasser überspült war, angreifen würde. Aber ein jeder braucht einen Trumpf, auf den er setzen kann. Mohammed hatte sich die Krokodile ausgesucht. So nahm ich eine Handvoll Zechinen und versprach sie ihm, falls er mir die Kraniche so nahe bringen würde, daß ich sie mit einem Steinwurf erreichen könnte, was allerdings unmöglich war, da es in dieser Landschaft keinen einzigen Stein gab. Aber Mohammed war einverstanden. Und während der ganzen Zeit, da ich Fische zum Abendessen angelte und Emin sie kochte — denn die indische Bratbutter war stets ranzig —, hörte ich ihn auf dem Vorderdeck in unbekannten Zungen predigen, um seinen Heiducken klarzumachen, wie sie es anzustellen hätten, die Vögel dem Grasbüschel des närrischen weißen Mannes entgegenzutreiben.

Ich verlor natürlich die Wette. Schon als das Boot die beiden Fischer einen Kilometer von mir entfernt auf der Flußbank „im Wasser landete“, waren die Reiher und Löffler der Ansicht, daß dieser Eingriff in ihre Fischereirechte zu gewaltsam war, und nahmen den Kurs geradenwegs auf mich zu. Sie ließen sich auf ein paar hundert Meter von meinem Schwemmgrashügel nieder, und neben ihnen landeten die ersten Kranichtrupps, die vom Felde zurückkamen. In einigen Minuten waren an hundert da. Meine Fischer auf der Flußbank bewegten sich offenbar ganz nach meiner Berechnung, denn keiner von den paar tausend Kranichen, die jetzt vom Himmel regneten, ließ sich hinter den vorhergekommenen nieder. Die schwarzen Kerle dahinten verschwanden meinen Augen bald hinter den Hälsen der hochragenden Vögel.

Die ganze Luft war von dem Geschrei und den mächtigen Schwingen der großen Vögel erfüllt. Die von fernher kommenden riefen überlaut, und die Antwort kam ununterbrochen tausendfältig zurück. Trupp auf Trupp, erst zehn, dann zwanzig, schließlich dreißig, segelten sie ins Bild. Massen kamen vom Land westlich des Nils, steuerten schräg vor und hinter mir vorbei und gesellten sich in losen Verbänden zu denen, die

eben ihre Schwingen zusammengefaltet hatten. Aus den hundert wurden ein paar Tausend, und jeder Trupp, der ankam, ließ sich jedesmal ein Stück näher bei meinem Versteck nieder.

Die Brise frischte im Laufe des Tages auf. Der Gegenwind drückte die großen Vögel aufs Wasser nieder. Einzelne Trupps kamen von hinten so nahe über meinem Kopf vorbei, daß ich die Vögel mit der Hand hätte berühren können, wenn ich mich erhoben hätte. Ich spürte in meinem Versteck sogar den Windzug der schweren Flügelschläge. — Zeit, nach der Uhr zu sehen, hatte ich nicht. — Wenn man doch zuweilen vier Hände hätte anstatt der unbeholfenen zwei! Da stand nun meine kleine Jagdkamera oberhalb der Kinokamera im Gezweig verborgen. Der stets bereite Reflexspiegel der Kamera war nach unten gekehrt, um es mir zu ermöglichen, sie mit der linken Hand zu bedienen und von unten zu beobachten — das ist das gleiche, als wenn ein Jäger über die Möglichkeit berichtet, zwei Gewehre zu gleicher Zeit zu gebrauchen —, daher glückte es mir auch nicht, während der ganzen Dauer dieses Vogelregens neben dem Kinofilm mehr als zwei Platten zu belichten. Jetzt — ja, jetzt flogen sie nicht. Fliegende Vögel anstatt sitzender zu photographieren ist um ebensoviel interessanter, wie es eine größere Geschicklichkeit erfordert, den fliegenden Adler statt des auf dem Boden ruhenden zu schießen. Andererseits hatten die beiden Hände ausgereicht, um fast meinen ganzen Kinofilm abzukurbeln. Eine Rolle ist in einigen Minuten erledigt. Wenige Dinge auf Erden sind so leicht aufgebraucht wie ein Kinofilm.

Da stand nun endlich das Kranichheer, wie ich es mir immer gewünscht hatte, die nächsten nicht mehr als einen Steinwurf weit von mir entfernt. Mohammed hatte seine Piaster redlich verdient. Stand, sagte ich. In der Tat stolzierten sie mit ruhigen, langsamen, aber doch zierlichen Tanzschritten wie in einer alten Quadrille einher. Der Kranichtanz konnte jeden Augenblick anfangen. Auch die Kampfäufer, die ich bisher unter den großen Vögeln übersehen hatte, hatten sich als unzertrennliche Trabanten der Kraniche zu Tausenden eingefunden.

Der Kranichtanz ist eine von jenen allgemeinen Redensarten, die die meisten Menschen im Munde führen, ohne vielleicht jemals einen Kranich gesehen zu haben. Ebenso wie von Bismarck und Goethe Anekdoten erzählt werden, die sich niemals ereignet haben, hat die Fabel den Tieren Eigentümlichkeiten zugeschrieben, die einer ernsthaften Prüfung nicht standhalten. So wird der Kranich seit alters her in der Heraldik als Sinnbild der Wachsamkeit, auf einem Bein stehend mit einem Stein in dem erhobenen Fuß, dargestellt. Der Gedanke dieses Sinnbildes ist vollkommen richtig. Ein wachsamerer Vogel als der Kranich lebt, vielleicht mit Ausnahme der Großtrappe, in unserem Erdteil nicht. Aber der heraldische Kranich ist sicher der einzige seines Geschlechts, der einen Stein im Fuß hält, um nicht einzuschlafen. Es ist eine allgemeine Redensart, daß die Kraniche Wachtposten ausstellen, um die übrigen bei Gefahr zu warnen. Das ist so bekannt, daß ich es niemals jemand bezweifeln hörte, aber unter den vielen Tausenden von Kranichen, die ich gesehen habe, ist es mir niemals gelungen, einen Wachtposten zu entdecken. Wenn eine Schar so wachsamer Vögel ruht oder frißt, ist immer irgendeiner unter ihnen, der wacht oder umherspäht und gänzlich automatisch Dienst als Wachtposten tut, bis ein anderer nach einigen Minuten seine Stelle einnimmt. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Kranichtanz. Gefangene Vögel zeigen große Neigung für Musik und machen gern ein paar kuriose Sprünge, wenn sie solche hören, aber das wird ihnen in der Freiheit wohl selten geboten. Wenn Kraniche während der Paarungszeit mit gesträubten Federn voreinander paradieren und mit ausgebreiteten Schwingen umherlaufen, so ist das nichts anderes, als was viele andere Vögel gleichfalls tun. Von den Jungfernkranichen wird berichtet, daß sie „Tanzspiele“ aufführen, und die afrikanischen Kronenkraniche machten manchmal wirklich ein paar übermütige Sprünge, die vielleicht, wenn genügend viele aufeinander folgten, als Tanz bezeichnet werden konnten. Aber unter den ungezählten Scharen von grauen Kranichen und Jungfernkranichen, die ich durch meinen Feldstecher auf so große Ent-



Das Schlagen der großen Schwingen



„Es brauste wie ein Wasserfall“

fernung beobachtete, daß sie durch meine Anwesenheit sich nicht von ihrem Vergnügen abhalten lassen konnten, wurde selten „getanzt“. Sie stolzierten oder sprangen auch zuweilen in gezielter Haltung mit graziösen Schritten vor meinen Augen umeinander herum. Mehr sah ich aber nicht. Das kann man ja, wenn man will, als Tanzen bezeichnen. Ich versuchte, diesen Tanz auf den Bildern festzuhalten, wenn das ganze Kranichheer sich in dem seichten Wasser, wo der Wind nichts vermochte, spiegelte. Das kann man in meinem Film „Mit den Zugvögeln nach Afrika“ sehen. Aber niemals sah ich sie lebhafter als gerade damals, wo ich sie im Film festhalten konnte; zum großen Teil beruhte das darauf, daß die schwarzen Kerle sich gerade hinter ihnen auf der Schlammbank näherten. Es war erstaunlich, wie wenig ängstlich die Kraniche vor den nackten Eingeborenen waren. Sobald jemand Kleider anhatte, war er schon verdächtiger, und vor mir entflohen sie bereits auf doppelte Entfernung. Oft dachte ich über die Möglichkeit nach, mir die Gestalt eines meiner Diener zuzulegen und den Khakianzug gegen eine Art nubischer Schwärze auf meiner Haut zu vertauschen, um mein abschreckendes Äußere vor den schlauen Vögeln zu verbergen. Diesen Gedanken gab ich jedoch auf bei der Erinnerung an van Zantens unglückliche Erfahrung mit der tropischen Sonne, als er sich mit roter Erde beschmiert hatte, um einen vorteilhaften Eindruck auf die polynesishe Königstochter zu machen.

Besonders die Jungfernkraniche schienen sich wegen der schwarzen Fischer keine Besorgnis zu machen. Weiter oberhalb des Weißen Nils, bei Abu Seid, wo unsere Kraniche verschwunden waren, aber die seichten Flußbänke von zahlreichen Jungfernkranichen belebt waren, warb ich eine ganze Rotte einheimischer Fischer an, damit sie im Boot von außen her an die Vögel heranfahren und, während sie in langer Reihe das Netz zogen, die Kraniche meinem Versteck entgegentrieben. Die Jungfernkraniche gingen geradezu widerwillig den Schwarzen aus dem Wege. Es hatte kein Einfluß auf ihr Benehmen, daß gerade an jenem Tage zufällig ein Vieh-

transportdampfer auf dem Fluß vorbeifuhr, der mit auf die Platte kam.

Beruhete nun diese Zuversicht darauf, daß diese Kraniche aus menschenfernen Gegenden Rußlands und Asiens kamen, wo sie nie verfolgt wurden, oder verhielten sich auch unsere scheuen Kraniche ebenso, wenn sie in das tropische Paradies einzogen? Gerade an jenem Tage folgte ein junger Kranich mit der gleichen rotbraunen Färbung am Hals wie die Jungen im Dunenkleid so recht anhänglich zwei stolzen Alten. War es nicht möglich, daß das „meine“ Kraniche mit ihrem diesjährigen Küken waren? Konnte ihre Zuversicht den Menschen gegenüber nicht auf der Erfahrung beruhen, daß die Schwarzen in diesem Lande ihnen nichts Übles antaten? Man möge es doch nur einmal versuchen, sich einer Schar Kraniche im Herbst im südschwedischen Flachland oder auf der öländischen Heide zu nähern; sie hüten sich sicher, ein so gefährliches Wesen wie den Menschen nahe herankommen zu lassen.

Wenn Mohammed nicht aufgepaßt hätte, so möchte ihnen jener Tag den blutigen Beweis erbracht haben, daß die Schwarzen nicht immer so ungefährlich sind. Ich wunderte mich schon, warum die Vögel so unruhig wurden. Die Kraniche schienen eifriger als sonst und reckten ihre Hälse. Vereinzelte entferntere Trupps flogen auf und ließen sich unter den etwa hundert Kranichen, die mir am nächsten waren, nieder. Da hörte ich in der Entfernung Mohammeds Stimme. Er rief etwas, was ich nicht verstand, obgleich ich ihm verboten hatte, einen Laut zu äußern. Erst dachte ich an die Krokodile. Es war den Leuten doch um Gottes willen nichts zugestoßen? Unruhig kroch ich von der Kamera auf und versuchte, mich durch den Feldstecher zu orientieren, der unter dem Grasdach hing. Da stand Mohammed, viel näher, als ich geglaubt hatte, hinter dem Wald von Kranichen. Es war nur erstaunlich, daß nicht alle zusammen vor ihm aufflogen. Er war kaum ein paar hundert Meter von ihnen entfernt. — Ob er vielleicht etwas von mir wollte? Er schlug mit den Händen und schrie, was die Lungen hergaben. Um zu sehen, um was es sich handelte, ver-

suchte ich durch einen Spalt nach dem östlichen Ufer zu schauen. Von dorthier kamen Vögel geflogen. Warum?

Da gingen zwei schwarze Kerle, die nicht zu uns gehörten. Der eine trug etwas. Das war tatsächlich ein Gewehr. Sie schlichen sich unter dem Schutz einiger Büsche, die dort wuchsen, heran und näherten sich einem Haufen Vögel, die in der Nähe des Ufers standen.

In dem Augenblick tauchten von irgendwoher einige weiße Störche unter den Kranichen vor mir auf, und ich machte mich in dem Bewußtsein wieder an die Kamera, daß es in einer Minute zu spät sein könnte. Einen von ihnen bekam ich auf den Film, wie er trank, aber da begannen auch schon die weiter entfernten Kraniche sich zu Hunderten zu erheben, und Mohammed kam mit Donnerstimme brüllend und mit den Armen winkend heran. Das ganze Kranichheer flog auf und alle anderen Vögel mit ihnen. Sie kamen gerade auf mich zu und zogen über meinem Versteck fort. Es brauste wie ein Wasserfall von den Schwingen, und Mohammeds Stimme ertrank in den Rufen aus den Tausenden von Kehlen. Unter meinem Grasdach arbeitete ich mit Kassetten und Kameras, um diese brennenden Sekunden auszunutzen und soviel wie möglich vom Schauspiel festzuhalten; denn in kurzer Zeit war vielleicht alles unwiderbringlich dahin. Erst als ich nicht einen Zentimeter Film mehr hatte, hörte ich draußen wieder Mohammed, und in dem heißen Sonnenlicht blinzelnd kroch ich hinaus. Von den Dornen der Brennesseln gefolt, war ich, obgleich wütend, über das entflozene Paradies, doch zufrieden mit dem, was gerettet worden war. Und da stand Mohammed, noch immer ereifert und aufgeregt, wie ein Hahn nach dem Kampf. Er gestikuliert nach dem Ufer hin und hielt ein großes Palaver.

„Those damned people“ waren gekommen, um auf seine Kraniche zu schießen. Sie wollten wohl alles für ihn verderben. „Warst du zufrieden, Herr? Sie kamen ja gerade auf dich los! Und so viele! Habe ich nicht mein halbes Pfund verdient, Herr? Aber ‚those damned people‘, die kamen, um zu schießen. Und ich habe sie fortgejagt! Sie sind jetzt weit weg. Ich versprach

ihnen drei Jahre Strafarbeit — ‚three years prison‘.“ Er wiederholte den letzten Ausspruch mit besonderem Nachdruck auf „three“, als ob er ein Urteil verkündet hätte.

Er war großartig! Daran, daß er die Kraniche dabei aufs äußerste erschreckt hatte, dachte er überhaupt nicht. Aber das war auch nicht so gefährlich. Bevor die Sonne unterging, waren sie wieder da, wenn auch weit draußen auf der Flußbank, und die Tage nachher bekam ich mehr Filmaufnahmen von ihnen, als ich jemals verwenden kann. Und so segelten wir weiter zu den Krokodilen.

Ein neues Land und neue Vögel! Getigerte Schlangennadler über den Wäldern. Weißköpfige Schreiseeadler über dem Fluß. Gaukleradler mit bogigen Schwingen im wunderbaren Flug über den Dschungeln. Geier, der eine mächtiger als der andere, am Himmel segelnd, nach Raub ausspähend. Marabus, gleich Riesen zwischen dem buntgefiederten Vogelvolk am Ufer einherstolzierend.

Meine Absicht war ja nur gewesen, die Zugvögel in ihrem Winterland aufzusuchen und in diesen brennend kurzen Wochen ein Stück Film von ihnen zu bekommen und eine Auffassung von ihrer Lebensweise. Die Zeit reichte kaum dafür. Aber die Versuchung war groß, die Kamera von den Kranichen abzuwenden und einen Tag und eine Handvoll Platten diesen ständig neu auftauchenden Gestalten afrikanischer Vögel zu opfern. Auch andere Tiere gab es vollauf. Affen schaukelten in den hohen Bäumen, Antilopen liefen ein Stück vom Ufer fort, wenn die Dahabîye heransegelte, und wandten sich gleich darauf neugierig um, und Flußpferde erhoben rings um das Boot überall schnaubend ihre unförmigen Köpfe; urgetreue Abbilder des Leviathans dösten auf den Schlamminseln. Aber die große Versuchung für mich waren die Vögel. An sie war ja hier nicht annähernd so schwer mit einer Kamera heranzukommen wie an einen Adler oder eine Wildgans bei uns. Das sollte dann einer der großen afrikanischen Riesenvögel sein, zwar nicht der Marabu oder der große Reiher, sondern der Sekretärvogel, vielleicht der seltene Schuhschnabel oder der Sattelstorch, der wohl nächst dem Strauß der scheueste Vogel des tropischen Afrikas ist. Der Strauß ist unvergleichlich scheu. Er ist vielleicht das scharfsichtigste Tier der Erde, und man kann ihn an Wachsamkeit wohl mit einem norwegischen Wildren oder einem schwedischen Gebirgswolf vergleichen. Aber alle die afrikanischen Vögel, mit denen ich in jenem Winter bei meinen Forschungen zusammentraf, überraschten mich durch ihre geringe Scheu oder vielleicht richtiger durch ihr rührendes Zutrauen den Menschen gegenüber. Sogar den größeren mit einer Kamera auf den Leib zu rücken, war eigentlich nur eine Frage

der zur Verfügung stehenden Zeit und der Möglichkeit, in der offenen Landschaft eine Deckung zu finden. Es gehörte so wenig dazu. Im Anfang überschätzte ich sie völlig. Wenn auch alle diese langbeinigen Störche und großflügeligen Geier und Adler bei offensichtlicher Annäherung Vorsicht bewiesen, so fehlte ihnen doch anscheinend andererseits vollständig jedes Vermögen, die Versuche zu durchschauen, sich ihnen unbenutzt zu nähern. In unsern ständig bejagten Ländern hingegen besitzen die großen, klugen Vögel diese Anlage in hohem Maße. Diese überraschende Erfahrung machte ich nicht nur bei Vögeln, sondern in gleicher Weise bei Krokodilen.

Ich konnte für die Marabus und Geier nur einen einzigen Tag und für die Krokodile vier Tage opfern. Es ist nichts besonders Merkwürdiges, daß ich diese alle in meine Kamera bekommen konnte. Die Marabus und Geier kamen mir an dem von mir bestimmten „Rendezvous“-Platz so nahe, daß es mir zu wiederholten Malen unmöglich war, zu fotografieren.

Sie stellten sich ganz einfach ein paar Meter vor meine Gras-kuhle; aber die Spiegelkamera, die ich zur Hand hatte, war für so kurze Entfernung nicht berechnet, und ich konnte sie daher wiederholt nicht anwenden. Und dann die Krokodile. Sowohl aus Reisebeschreibungen als aus Erzählungen kühner Jäger hatte ich die Vorstellung gewonnen, daß die berühmtesten großen Krokodile des Weißen Nils sehr scheue Tiere wären, die man mit weittragenden Kugelbüchsen auf große Entfernung schießen mußte. Die freundlichen Ungeheuer, die sich in meinem Film bewegen, müssen von ganz anderem Schlage gewesen sein, denn sie krochen so dicht an meine Kamera heran, daß sie oft keinen Platz auf der Platte hatten. Die Nilpferde hätten es wohl ebenso gemacht, wenn ich nur etwas mehr Zeit gehabt hätte und nicht das eingetroffen wäre, was ich nach und nach berichten werde. Wir segelten Tag für Tag den Strom hinauf, um mehr Kraniche zu finden. Aber die Zahl der Zugvögel an den Ufern nahm ständig ab. Es war bereits gegen Ende März. Sie zogen nordwärts. Dünne Ketten von Enten, Löffelenten und Knäkten, eilten längs des Flusses nach Nor-

den, und mitten am Tage konnte man die Störche in lichter Folge unermesslich hoch am Himmel schweben sehen. Nicht ein Kranich war zu entdecken. Diejenigen, die möglicherweise weiter südwärts überwinterten, waren wahrscheinlich schon zurückgeflogen, oder sie nahmen einen anderen Weg. Hier war nicht ihr Reich. Je weiter südwärts wir kamen, je dichter die Wälder die Ufer umsäumten, desto mannigfaltiger wurde die innerafrikanische Tierwelt. Um mich darüber zu unterrichten, ob das eigentliche Winterland der Zugvögel hier zu Ende war oder ob sie alle wirklich schon zurückgereist waren, ging ich an Land und streifte mit dem Feldstecher das jetzt ausgedörrte Sumpfgebiet ab. An einer Stelle war inmitten eines sonnenverbrannten Grasdschungels noch etwas Wasser zurückgeblieben, und dort hielten sich Zehntausende von afrikanischen Enten, kleinen Sumpfhühnern, Ibissen, Pelikanen und Löfflern auf. Die vielen Spuren in der Umgebung des Wasser bewiesen, daß die Antilopen, Hyänen und Leoparden zur Nachtzeit lieber hier zur Tränke kamen als zum Fluß, wo überall Krokodile lauerten. In den Hainen wimmelte es von leuchtenden afrikanischen Vögeln, für die unsere arme Sprache keine Namen hat. Über dem von der Sonne verbrannten Schilf am Nil flitzten rosafarbene Bienenfresser auf der Jagd nach Insekten hin und her. Aber von unseren Zugvögeln war auch dort nichts zu sehen. Vergebens verfolgte ich jeden unansehnlichen kleinen Vogel im Gebüsch. Keiner unserer Sänger, kein Fliegenfänger. Nur Stelzen verschiedener Art trippelten am Rande der ausgetrockneten Seitenarme des Flusses umher. Sie trugen so mannigfache gelbe und graue Federkleider, daß ich den Versuch aufgeben mußte, aus der Entfernung die europäischen von den asiatischen Arten zu unterscheiden. An den Stellen, wo noch Wasser stand, liefen südeuropäische Strandreiher umher, ein paar Säbelschnäbler schwammen eigentümlicherweise zwischen den Baumenten, und die Hausstörche wurden immer zahlreicher. Zu meiner Verwunderung waren sie aber viel scheuer als irgendeiner der afrikanischen Vögel ihrer Umgebung. Sie flogen in großer Entfernung von mir auf, schraub-

ten sich mehrere hundert Meter hoch in die Luft empor und verschwanden immer in der Richtung nach Norden. Das war ein sicheres Zeichen dafür, daß die Zeit drängte. Da entdeckte ich eines Tages von der Dahabîye aus ein paar gewöhnliche Fischreiher, die auf der Spitze einer schmalen Insel inmitten eines Haufens großer Krokodile als Wachtposten standen. Während Kilometer von Film mit Kranichen in die hermetischen Schatzkammern unter Deck gewandert waren, hatte ich diese Zugvögel, die von Ägypten an die ganze Strecke den Nil hinauf am allergewöhnlichsten waren, nicht in die Kamera bekommen können. Diese schlaun Vögel waren überall vorhanden, aber sie kannten den Menschen und hüteten sich vor ihm, während die afrikanischen Edelreiher, die in den Bäumen saßen oder am Nilufer fischten, mir erlaubten, ohne Umschweife mit der Kamera auf sie loszugehen.

Auf dem südlichen Teil der seichten Schlammbank, wo die Krokodile lagen, wuchs ein Nesseldickicht, und ich setzte meinen Ehrgeiz daran, möglicherweise zwei Fliegen, d. h. Reiher und Krokodile, mit einer Klappe zu schlagen — soweit das bei der später zu erörternden Scheu dieser Tiere überhaupt möglich war. Darüber war ich mir noch nicht im klaren, konnten sie etwa wirklich den Menschen wittern? Man weiß ja so wenig. Die Dahabîye ging unter Land, und dann nahm ich Mohammed und ein paar Schwarze mit mir in die Schaluppe und steuerte sie mit dem Ruder, daß sie mit dem Wind in nördlicher Richtung der Landspitze und den Krokodilen zutrieb. Ein paar gewaltige Flußpferde tauchten zu wiederholten Malen hinter dem Boot auf. Sie hoben sich schnaubend gleich ungeheuren Robben aus dem Wasser empor. Es war ganz sicher nur Neugierde. Sie staunten nur über die merkwürdige Nußschale von einem Boot. Aber man konnte es unmöglich unterlassen, sich die Folgen davon auszumalen, wenn es einem von ihnen im Scherz eingefallen wäre, mit der Schnauze den Kiel des Bootes hochzuheben.

Der Wind trieb das Boot schnell der Landspitze näher. Es war merkwürdig, daß sich die Strömung in diesem Fluß so



„Herr Marabu“



Eine liebliche Gesellschaft

wenig bemerkbar machte. Das war wirklich eine nette Gesellschaft, die dort auf der Schlammbank lag. Mit bloßen Augen konnte ich neun Krokodile zählen, eins größer als das andere; aber eins, von dem ich nur den Rücken sehen konnte, das wie ein umgestürztes Boot dalag, hätte der Vater der ganzen Familie sein können.

Die Tiere waren nicht so scheu, wie ich gefürchtet hatte. Erst auf gute Kugelschußweite, in einer Entfernung von knapp ein paar hundert Metern, reckten die Reiher die Hälse und flogen auf. Damit war das Alarmsignal gegeben, und die ganze gepanzerte Truppe stürzte sich in die Flut, daß das Wasser in Kaskaden aufspritzte. Ganz merkwürdig benahmen sich die Krokodile, die in etwas weiterer Entfernung auf dem festeren Land lagen. Sie krochen nicht vorwärts, sondern richteten sich auf allen vieren hoch und liefen mit erhobenem Schwanz wie gewöhnliche flinke Eidechsen vorwärts, um sich schließlich mit einem Satz in das sichere Element zu stürzen und dort zu verschwinden. Minuten später sah man einen Kopf nach dem andern sich aus dem Wasser erheben, aber nicht etwa die Schnauze, sondern nur die gepanzerte Stirn mit den lauernden grünen Augen. Es sah aus, als ob dunkle, knorrigte Rindenstücke auf den Wogen trieben.

Wie die Geschichte gehen würde, war nicht vorauszusehen. Aber die Zeit drängte. Es war kein Zweifel, daß die Zugvögel bereits nach Norden zogen, und der einzige Dampfer innerhalb der nächsten zwei Wochen, der uns den Fluß hinunterbringen sollte, konnte jeden Tag vorbeikommen. Sonst wäre es natürlich das einzig Richtige gewesen, die Gewohnheiten der Tiere ein paar Tage zu beobachten, bevor man versuchte, sich mit der Kamera heranzupürschen. Jetzt galt es nur, sofort auf der Insel zu landen. Auf der Landspitze der Insel war der Schlamm so tief, daß ein hineingestoßenes Ruder keinen Grund faßte, so daß wir genötigt waren, an die entgegengesetzte Küste der Insel zu rudern, um uns durch das Dickicht hindurchzuarbeiten. Überall vor uns erhoben sich Purpurreiher, und prachtvoll gefärbte kleine Königsfischer surrten wie fliegende Edelsteine

vom Land auf das Wasser hinaus. Der Schlamm auf der Landspitze war von den Krokodilen förmlich durchpflügt worden. Die Sonne stand noch im Osten. Es mußte biegen oder brechen. Innerhalb einiger Minuten hatten wir am Rande des Dschungels ein Versteck fertig. Dort fand sich ein Flußpferdpfad, auf dem die schweren Kolosse des Nachts zur Weide wechselten. Über dem band ich ganz einfach das Gras zusammen, setzte davor und dahinter eine Graswand, kroch mit meinen Kameras hinein und hieß die Schwarzen zurückfahren. Ich machte mich auf ein achtstündiges Warten gefaßt. Im letzten Augenblick bekam Mohammed den Auftrag, auf einem Umweg ans jenseitige Nilufer zu rudern, wohin die Reiher über dem Grasdickicht verschwunden waren, und zu versuchen, sie zurückzujagen, falls sie sich etwa dort am Wasser niedergelassen hätten. Meinen Browning lieh ich ihm, damit er einen Signalschuß geben könne, falls der Dampfer sichtbar werden sollte, und besonders, um sein kostbares Leben gegen die Leoparden zu verteidigen, die er mir bei jeder Mahlzeit auftischte. Dann wurde es still. Nur die Flußpferde schnaubten fortwährend, wenn sie auftauchten, um zu sehen, wohin das Boot den Kurs genommen hatte.

Wenn es mir je wieder vergönnt sein sollte, an den Weißen Nil zurückzukehren, werde ich ganz bestimmt diese Stelle wieder aufsuchen. Schon nach ein paar Stunden ging es dort wie auf dem Zwischendeck von Noahs Arche zu, vorausgesetzt, daß damals die Krokodile mit dabei waren. Es begann damit, daß einige von den kleineren Krokodilen auftauchten und gleich Baumrinden am östlichen Ufer entlangtrieben. Von meinem Versteck waren es bis zu diesem Ufer nur wenige Meter, und überdies konnte ich die Landzunge in ihrer ganzen Ausdehnung übersehen. Ob die Krokodile mißtrauisch waren, konnte ich noch nicht entscheiden. Es waren bald drei, vier und fünf. An der westlichen Küste näherte sich ebenfalls eins. Die scheinbar vollständig leblosen „Rindenstücke“ trieben langsam, fast unmerklich, heran und wuchsen Millimeter um Millimeter aus dem Wasser heraus. Es war ganz begreiflich, wie sie sich so zur



„Der gewaltige Rumpf erinnerte an ein umgestürztes Boot“



Der kleine Reiher und das große Krokodil

Tränke kommenden Tieren und wasserholenden Weibern näherten, um plötzlich mit einem Satz aufs Land zu schießen und das ausersehene Opfer zu fassen. An jenem Tage, als ich später endlich einen Reiher in die Kamera bekam, nahte sich ein ungeheures Krokodil und machte einen derartigen Ausfall. Das ist in meinem Zugvogelfilm zu sehen. Sie lagen da, als ob sie warteten, daß eins von den großen kommen und sich zuerst an Land wagen wollte. In Wahrheit verhielt es sich jedoch nicht so. Bei allen großen Wassertieren, also auch bei Robben und Krokodilen, gehen immer die kleineren zuerst an Land. Die Großen und mehr Erfahrenen warten bis zuletzt. Sie kennen die Gefahren und haben mehr Geduld. Da flog etwas Dunkles vorbei. Ein schwarzer Vogel mit langem, gelbem Hals ließ sich am Ufer nieder. Ein Schlangenhalsvogel. Er schlug mit den Schwingen, um sein Gefieder nach der Fischjagd zu trocknen. Kurz darauf kam noch einer und außerdem eine Zwergscharbe, und plötzlich waren — der Himmel weiß, woher — ein Paar Sporenkiebitze in der Gesellschaft. Es war, als ob die Krokodile nur darauf gewartet hätten. Eins von ihnen, das sich als gewaltig groß erwies, als es an das Land kam, tauchte spähend aus dem Wasser empor, während ein paar andere langsam im seichten Wasser herantrieben und dann mit solch gewaltsamen Kriechbewegungen auf den Schlamm heraufkrochen, daß einem empfindlichen Menschen bei dem Anblick ein kalter Schauer hätte über den Rücken laufen können. Für mich und meine Kamera hinter dem Grase bedeutete ja jeder Fuß, den sie näher kamen, eine besondere Gnade Allahs. Dasjenige, das zuerst gekommen war, blieb lange Zeit nicht mehr als zwanzig Schritt von mir entfernt allein in der Nähe des Grases; aber die Landzunge weiter hinauf, wo der Schlamm von der Schwere der gewaltigen Körper durchwühlt war, krochen sie gleich einer Drachenfamilie durcheinander.

Einige Nachtreiher kamen lautlos herangestrichen und setzten sich ans Ufer. Ich weiß nicht, was sie hier wollten; sonst pflegten sie am Tage in den Bäumen zu schlafen, wahrscheinlich hatte Mohammed sie bei seiner Leopardenjagd aufgescheucht.

Diese Vögel waren ein alltäglicher Anblick. Aber die ersehnten gewöhnlichen Fischreiher waren nicht zu sehen, dagegen setzte sich einer der Nachtreiher dem nächsten Krokodil buchstäblich vor die Nase; die gefährliche Nachbarschaft schien ihn nicht im geringsten zu bekümmern. Ich bekam ihn mit einer vorsichtigen Bewegung in die Kamera, während ich gleichzeitig einen bestimmten Punkt draußen im Auge behielt. Dort kam ein Kopf herauf, der von ganz anderer Form war als die der übrigen Krokodile. Das war der Riese unter ihnen, der sich vergewissern wollte, ob das Terrain jetzt hinreichend sicher für ihn war.

Er war ein vorsichtiger General. Wenigstens eine halbe Stunde lag er, ohne sich zu rühren, als ob er schlief. Aber das tat er sicherlich nicht. Ein Volk von Baumenten kam herbeigebraust und fiel flügelschlagend vor der Landspitze ins Wasser ein. Das schien das Sicherheitsgefühl des Riesen zu erhöhen. Erst wurde ein schmaler Streifen des Rückens über den Wellen sichtbar, dann die Zacken des mächtigen Schwanzes, und jetzt glitt er mit der Langsamkeit eines sich dem Kai nähernden Dampfers zu den andern hin. Als er den Schlamm heraufschob und der Körper völlig über den kriechenden dicken Armen zu sehen war — denn sie glichen mehr Armen als Beinen —, wußte ich, daß ich eines der berühmten Fünfmeterkrokodile vor mir hatte, die zuweilen als Trophäen in Expeditionswerken abgebildet sind. Später maß ich die Entfernung zwischen einem Grasbüschel, wo es mit der Schnauze gelegen hatte, und einem Lehmklumpen, den es mit der Schwanzspitze berührt hatte. Der Abstand betrug beinahe achtzehn englische Fuß. Und doch imponierte es weniger durch die Länge als durch die gewaltige Körpermasse, die an ein umgestülptes Boot erinnerte. Jonas hätte bequem Platz darin gefunden. Als es sich zwischen die anderen hinaufwälzte, von denen ein jedes gut mit einem Menschen hätte fertig werden können, war es so groß wie drei, vier der anderen zusammengenommen; es war ein wahrhafter Leviathan.

Der Anblick dieser bepanzerten und doch so beweglichen

Ungeheuer hat nicht seinesgleichen unter den heute lebenden Tieren. Sie sind eine besondere Art Lebewesen für sich. Sie sehen so unerhört schwerfällig aus. Sie bewegen sich träge und langsam. Trotzdem können sie mit der Schnelligkeit eines Fisches nacheinander stoßen, und wehe dem armen Kalb oder Menschen, den einmal diese unermeßlich starken Kinnladen gefaßt haben. Als der Riese am Ufer hinaufschob, glitten die nächsten schwächeren unwillig ins Wasser. Irgendwelche Eintritt herrschte sicherlich nicht unter ihnen, obgleich sie Seite an Seite liegen konnten.

Es war eigentümlich, wie verschieden sie gestaltet waren. Die kleineren glichen einander so sehr, daß man sie verwechseln konnte, aber wenigstens vier der größeren waren selbst für meine Augen einander so unähnlich, wie wir Menschen es zu sein pflegen. Daß die Tiere „persönliche“ Unterschiede bei ihresgleichen sehen, die wir gar nicht wahrnehmen können, ist zweifellos. Es fällt uns nicht ein, Menschen miteinander zu verwechseln, die wir gut kennen und mit denen wir täglich verkehren. Kommen wir in eine fremde Volksversammlung, so fallen uns sofort die verschiedenartigen Gesichter auf. Aber die Individuen einer Schar Schwäne auf einem Teich oder eines Trupps Stare, die auf der Weide Futter suchen, sehen für uns ganz gleich aus. In Wirklichkeit und für ihresgleichen sind sie das natürlich nicht. Ein Storch erkennt sofort sein Ehegespons aus der Masse heraus, und ebenso tut das eine Möwe aus der fliegenden Wolke über dem Nistplatz. Die Frage, wie weit das gegenseitige Wiedererkennen bei den Tieren geht, wäre einer Untersuchung wert. Die großen Krokodile waren jedenfalls auch für ein menschliches Auge recht verschieden voneinander. Dasjenige, das mir an jenem Tage am nächsten lag und auf dem Bilde mit dem Reiher zu sehen ist, war ein Durchschnittskrokodil, wie man sich ein Krokodil vorzustellen pflegt, mit für ein vorurteilsfreies Auge geradezu schönem Verhältnis des langen, kräftigen Kopfes zu dem wohlgewachsenen Rumpf. Ein anderes großes hatte einen durchaus unproportionierten kleinen, spitzen Kopf und einen breiten aufgeblasenen Rumpf

mit auffallend kleinen Gliedern. Der Riese selbst schließlich hatte einen Kopf und einen Rumpf, die während der letzten Jahrzehnte — ich wage zu glauben, daß ein solches Tier fünfzig, ja vielleicht an hundert Jahre alt ist — nur in die Breite und Höhe gewachsen zu sein schienen und die so grob zugehauen waren wie der Körper eines Berufssportathleten. Nicht nur im Äußeren waren diese Tiere unter sich verschieden, sondern sicherlich auch in ihren Charaktereigenschaften. Ein gefangenes Krokodil mag infolge der Fütterung zahm werden. Aber die größeren von diesen Krokodilen machten tatsächlich den ganz ausgesprochenen Eindruck feiger Tücke.

Wenn ich auch den zweifelhaften Sport nicht gut verstehen kann, alle jene gutgläubigen Tiere zu töten, von denen es hierzulande wimmelte, so muß ich andererseits zugeben, daß es verlockend sein mag, ein kleines Stahlmantelgeschloß genau in jene einzige richtig tödliche Stelle hinter den lauernden grünen Augen der Ungeheuer zu senden.

Jetzt, da ich sie auf den Bildern und im Film habe, wo sie wie im Leben umherkriechen, ist es sehr belustigend zu beobachten, wie die Menschen beim Anblick dieser Tiere sich selbst kategorisieren. Für den einfachen Menschen müssen sie wohl aus einem Urinstinkt heraus etwas Abschreckendes, also in unserer heutigen Sprache „Häßliches“ an sich haben, obgleich viele Menschen unter uns bestimmt scheußlicher sind.

Ein Jäger und Sportsmann bricht in die Worte aus: „Donnerwetter, sind die großartig!“

Vornehme, ruhige Menschen sagen bedächtig: „Was für eigentümliche und interessante Tiere.“

Sehr junge Damen sagen nur: „Hujeh!“

Aber ein einfacher, ehrlicher Bauer ist sofort fertig mit seinem Urteil: „Pfui Teufel!“

Man muß allerdings zugeben, daß diese großen Kriechtiere sich neben den schlanken, gewandten Vögeln nicht sehr vorteilhaft ausnehmen.

Plötzlich kamen so viel Vögel angefliegen, daß ich nicht wußte, wohin ich die Kamera zuerst wenden sollte. Dunkelbraune



Löffler und Nimmersattstörche mit Nonnenenten



„Der blendend weiße heilige Ibis kam anspaziert“

Baumenten brausten in langer Kette über den Fluß daher und landeten auf dem ausgedörrten Schlamm, wo sie auf ihren eigentümlichen hohen Beinen umhertrippelten. Mit ihren bleichen Gesichtern und den schwarzen Nackenschleiern sahen sie wie richtige Nonnen aus. Ein Nachtreiher nach dem anderen kam auf runden, weichen Flügeln herbei und blieb wie eine Bildsäule vor den Rachen der Krokodile sitzen. Weiße Löffler mit Schnäbeln wie lange Tortenheber und Klaffschnäbel mit Mundwerkzeugen, die einer in der Mitte immer offenstehenden Zange glichen, kamen geflogen. Ein Paar große Nimmersatte mit nackten fleischfarbenen Gesichtern stellten sich mitten unter die anderen Vögel und begannen den Schnabel mit dem Fuße zu putzen. Jetzt wurde es lebhaft bei den Krokodilen. Es war kein Zweifel, daß die Anwesenheit der Vögel ihre Zuversicht erhöhte. Einige von den kleineren wagten sich weiter aufs Ufer vor. Der Riese glitt plötzlich wieder in die Flut. Es sah aus, als ob ein Schiff vom Stapel lief. Einen Augenblick dachte ich, daß etwas verkehrt war. Aber er hatte etwas anderes vor. Sein Lieblingsplatz befand sich gerade an der Stelle, wo ein anderes Krokodil mir gegenüberlag. Das hatte in diesem Augenblick seine Lage im Schlamm verändert und drehte und wandte sich mehr und mehr, je näher der Riese kam. Der ungeheuerliche Kopf glitt langsam auf der Oberfläche des Wassers heran. Da es nicht geradenwegs auf mich zukam, folgte ich seinen Bewegungen mit den kleinen Kinoobjektiven vorsichtiger, als ich je zuvor eine Kamera gehandhabt hatte. Wieviel leichter ist es doch zu filmen, als sich eine gute Platte von einem Tier zu erjagen! Jetzt verstand ich seine Absicht. Es wollte den Platz des andern erobern. Es hob den unförmlichen Kopf und bäumte wie ein Pferd auf. Der mächtige gezackte Schwanz erhob sich im Bogen über das Wasser. Es kniff die glitzernden Pupillen wie ein Paar Chinesenaugen zusammen. Und dann klappte es mit den Kiefern auf die Wasseroberfläche, daß es ein-, zweimal aufspritzte. Es war das vollkommenste Abbild boshafter Tücke, das man sich vorstellen kann. Die kleinere Echse erhob sich gleichfalls. Aber der Riese machte eine plötzliche Wendung

und stürzte sich auf sie. Er wollte dem Widersacher eine vollkommene Abfuhr erteilen. Es war so ganz menschlich, wie die beiden einander nicht den Platz im Schlamm gönnten. Da erhob sich zu meinem Erstaunen das schwächere gleich einem heulenden Hund mit geöffnetem Rachen, und aus seiner gelbgrünen Kehle ertönte ein Schrei wie aus dem Abgrund der Hölle; ein wieherndes Gebrüll, das sich nicht beschreiben läßt. Aber der Leviathan begab sich zufrieden an Land und legte seine Schnauze mitten zwischen die Nachtreiher, die sich um seine gefährliche Waffe nicht mehr kümmerten, als wenn dort ein Wurm gekrochen gekommen wäre. Ein paar kleinere Krokodile kamen an Land geschossen und legten sich dicht neben das große Krokodil, als wollten sie Schutz bei ihm suchen. Es war ein Schauspiel voller ungelöster Rätsel und das bedeutsamste Sinnbild des tropischen Afrikas mit dem mächtigen bleichen Strom als Hintergrund, der sich wie ein Meer bis an den nördlichen Horizont erstreckte.

Ein blendendweißer heiliger Ibis mit schwarzem, nacktem Kopf kam anspaziert und mischte sich unter die anderen. Der Tantalusstorch schritt vor und stellte sich wie eine Schildwache auf. Draußen auf der Landspitze bewegten sich Sporenkiebitze wachsam und geschäftig unter den anderen Vögeln. Sie liefen furchtlos vor den Rachen der Krokodile hin und her, suchten im Schlamm nach Kleingetier und waren ständig regsam. Da sie überdies nur klein waren, konnte ich mit der Kamera nicht nahe genug herankommen. In dem Augenblick trat ein Ereignis ein, das den Rest des Tages verdarb. Das Schauspiel vor mir hatte wohl kaum vier Stunden gewährt. Da hörte ich zu meinem Schrecken westlich von mir auf dem Fluß Menschenstimmen. Sie kamen näher. Und dort, hinter den letzten Ausläufern des Dschungels auf der Landspitze, kam ein Floß geschaukelt, auf dem die Schwarzen den Fluß hinuntertrieben, um den Leuten der baumlosen Gegenden sowohl das Holz ihres Floßes als auch sonstige Erzeugnisse zu verkaufen und dann per pedes apostolorum wieder in ihr heimatliches Dorf zurückzukehren. Die vier Kerle hielten ein lautes Palaver. Der Wind

hatte aufgefrischt, und vor ihnen lag ein offenes Gatt, wo die Wogen sich dem Floß entgegenstellten. Und so stakten sie langsam, aber sicher das Floß vor meiner und der Krokodile Landspitze auf Grund, und damit war es um die ganze Herrlichkeit geschehen. Dann streckten sie sich zum Schlaf auf die Stämme nieder. Die Schwarzen würdigten die Vögel und Krokodile natürlich weder eines Blickes noch eines Gedankens. Aber die verschiedenen Störche reckten die Hälse, und je näher das Floß kam, desto unruhiger liefen die Sporenkiebitze mit gellenden Schreien am Ufer hin und her. Jetzt begriff ich, was für eine Aufgabe die kleinen Vögel hatten. Schließlich flogen sie auf, bevor noch die anderen, großen Vögel irgendwelche Ängstlichkeit gezeigt hatten. Im selben Augenblick schoß das Riesenkrokodil in die Flut und verschwand gleich einem Torpedo. Die andern größeren folgten. Alle die verschiedenen Störche blickten umher, verstanden, daß ein Alarmsignal gegeben war, und flogen fort. Mit ihnen strichen die Nonnenenten ab. Die kleineren Krokodile, die mir am nächsten lagen, erhoben die Köpfe, um zu sehen, was da vor sich ging. Sie sahen wie große Kröten aus. Dann tauchten auch sie unter, und vom ganzen „Paradies“ blieben nur ein paar müde Nachtreiher auf der Schlammbank zurück und die schwimmenden „Baumrinden“, die weit entfernt eine nach der anderen im Wasser auftauchten, wo sie kaum zu sehen waren; aber ihre Teleskopaugen beobachteten genau, was jetzt auf dem Lande vor sich ging.

Ich wagte mich natürlich nicht aus dem Dickicht heraus. Das wäre für den Erfolg des nächsten Tages weit gefährlicher gewesen, als wenn die Dahabîye herangesegelt wäre. Wilde Tiere können es wohl ertragen, wenn sich eine Gefahr naht. Sobald sie überstanden ist, beruhigen sie sich wieder. Aber sie erschrecken heftig, wenn man aus einem Hinterhalt plötzlich unter ihnen auftaucht. Hier hieß es also nur abwarten. Im übrigen waren meine Platten und der Film wieder fast zu Ende. Die Flucht der Sporenkiebitze, als das Floß herantrieb, war mir ein Problem. Sie hatten ein richtiges Alarmsignal gegeben. Schon in Ägypten hatte ich gesehen, daß der Sporen-

kiebitz einer von den wenigen wachsamen Vögeln war. Es fiel mir ein, daß ein Forschungsreisender ihn als den wirklichen Krokodilwächter bezeichnet hatte. Jedermann ist es bekannt, daß es von alters her einen Vogel mit diesem Namen gibt. Es ist ein hübscher kleiner Vogel aus der Ordnung der Regenspfeifer, schwarz und weiß und lachsfarben, von dem berichtet wird, daß er die Krokodile bei Gefahr warne und daß die Krokodile am Ufer ihrerseits den Rachen aufsperrten, damit die kleinen Vögel ihnen die Speisereste zwischen den Zähnen fort hacken. Es ist möglich, daß es so ist. Vielleicht glückt es einmal, eine Photographie davon als Beweis zu bekommen. Aber am Weißen Nil, wo beide Vögel vorkommen — obwohl der Sporenkiebitz der bei weitem häufigere war —, sah ich den Krokodilwächter niemals bei den Krokodilen. Er pflegte einsam an den Boot- und Fischplätzen der Schwarzen nach Nahrung zu suchen. Der Sporenkiebitz hingegen schien überall zur Stelle zu sein, wo Krokodile lagen. Von den afrikanischen Vögeln war er der wachsamste auf diesem Platz. Selbst wenn er nicht immer zuerst aufflog, so zeigte er doch eher als die übrigen Vögel, wenn er etwas Bedrohliches bemerkte, und sein scharfer, durchdringender Ruf übertönte als ein unverkennbares Alarmzeichen die Stimmen aller anderen Vögel. Als natürlichen Zahnarzt sah ich ihn sich niemals bei den Krokodilen betätigen, aber vielleicht treffen wir uns noch einmal wieder. Man muß wochenlang geduldig mit der Kamera ausharren, um derartiges zu beobachten. Dagegen brauchte ich an jenem Tage nicht so lange auf meine Schwarzen zu warten, wie ich gefürchtet hatte. Mohammed, der unvergleichlich scharfe Augen hatte, fuhr wie der Habicht über die armen Kerle auf dem Floß. Als er mit seinen nackten Leuten herangerudert kam, schliefen sie den Schlaf des Gerechten. Ich sah, wie er in seinem bis auf die Füße reichenden Mantel ihr Floß bestieg und sie weckte. Er schrie und kommandierte wie ein Admiral auf einem geenterten Fahrzeug. Die Krokodile verschwanden in der Tiefe des Flusses. Alle Mann da draußen mußten angreifen, und das Floß glitt einem unbekannten Schicksal entgegen, während Mohammed



„Es erhob sich mit aufgesperrem Rachen wie ein
heulender Hund“



„Der Nimmersatt als Schildwache“

zu mir gerudert kam und meinen Krokodilfilm mit einer Miene abholte, als ob er einen Negerstamm besiegt hätte. Aber da wir gesehen hatten, wie sehr das Floß die ersehnten Tiere erschreckt hatte, hißten wir sogleich die Segel und führten die Dahabîye von ihrem allzu sichtbaren Platz quer über den Fluß weiter südwärts, wo wir für die Nacht in der Nähe des Ufers Anker warfen. Dort stand bis ans Wasser dorniges Gestrüpp, und das Gradschungel auf der Insel verbarg sie gegen Sicht von der Landspitze her.

Das wurde eine unruhige Nacht. Wahrscheinlich hatte ein Leopard im Wald ein Tier geschlagen, und ein Haufen hungriger Hyänen hatte sich eingefunden, um ihren Anteil am Mahl zu haben; denn um Mitternacht ertönte von dort ein Fauchen und Murren und Heulen, daß kein Mensch Lust gehabt hätte, sich dorthin zu wagen. Zuweilen hörte man durch die windstille Nacht das Getrappel der Büffelhufe auf dem harten Boden. Weit entfernt auf dem anderen Ufer des Nils heulten gleichfalls Hyänen, die den Lärm um den Raub vernommen hatten, aber wegen der Krokodile nicht hinüberkommen konnten. Aber nicht genug damit. Gegen Mitternacht fingen einige Nilpferde an, ständig schnaubend um das Boot herum aufzutauchen, und brüllten dabei laut. Sie waren offensichtlich außer sich. Das war mir unverständlich. Es waren ja ständig Nilpferde in unserer Nähe. Die, soweit ich beobachten konnte, harmlos neugierigen Tiere pflegten gern in einiger Entfernung hinter dem Ruderboot aufzutauchen und zu schnauben und zu grunzen, als ob sie ihren Unwillen, gestört zu sein, kundgeben wollten. Aber hier hörte man deutlich, daß sie in Wut waren. Mohammed äußerte die gleiche Ansicht. Wir konnten die Tiere in der Dunkelheit nicht erkennen. Sie tauchten im Umkreis des Bootes bald hier, bald dort auf, nach dem Laut zu urteilen, bisweilen nur einen Steinwurf entfernt. Ich hatte mein Bett wegen der Hitze auf dem Dach unter dem Moskitonetz. Da es mir unmöglich war zu schlafen, suchte ich mir im Dunkeln ein paar leere Flaschen und schleuderte sie in die Richtung, wo die Kolosse, nach dem Lärm zu schließen, auftauchten. Aber sie

merkten es nicht einmal. Schließlich wurde es mir zuviel. Ich ging wieder hinaus und gab ein paar Schüsse aus meinem Browning ab, um meine Nachtruhe zu haben. Das half für eine Viertelstunde. Dann ging wieder derselbe Lärm los. Zusammen mit dem Heulen der Hyänen in der Ferne und dem Gezirp der Millionen Grillen an beiden Ufern war das ein unerhört phantastisches afrikanisches Konzert durch die windstille, heiße Nacht.

Erst als es tagte, konnten wir das Rätsel lösen. Ein harpuniertes Nilpferd tauchte immer wieder um unser Boot herum auf. An einer Leine schleppte es einen groben Holzblock nach, der nichts anderes als der Schwimmer der Harpune war. Und in einiger Entfernung umkreiste ein bedeutend größeres Tier, ein alter Bulle, mit dem ganzen Kopf aus dem Wasser ragend dieses entsetzliche Schauspiel und stieß dabei ein Gebrüll aus, in dem sich seine ganze Sorge und Wut zu erkennen gab.

Es war leicht zu erraten, was geschehen war. Die Shillukneger hatten das Weibchen am Abend harpuniert, als es zur Weide wechselte, und es, wie sie zu tun pflegen, mit der Harpune und dem Schwimmer zu Wasser gehen lassen, damit es sich zu Tode quälte. Dann brauchen sie es nur zu verfolgen und zu warten, bis nach ein oder zwei Tagen die Kräfte geschwunden sind. Und das Männchen, durch das Angstgebrüll des Weibchens rasend gemacht, aber gleichzeitig von dem übermächtigen, unbegreiflichen Ereignis ängstlich, folgte ihm überallhin, um zu sehen, was das war und ob es nicht frei werden könnte. Sie waren so die ganze Nacht umhergeschwommen. Nach den Stimmen mußten noch mehrere dagewesen sein, die man jetzt nicht sah. Es ist mir unerklärlich, warum das arme harpunierte Tier sich gerade in unserer Nähe aufhielt, denn gleich weiter nördlich war der Fluß breiter. Die Ansicht der Schwarzen, daß die Flußpferde bei der Dahabîye aufgetaucht wären, um sie anzugreifen und sich zu rächen, schien mir ein wenig zu gefährlich. Daß eine Wut gegen den anwesenden Menschen in dem Gebrüll lag, ist aber erklärlich. Vielleicht war das Wasser dort, wo wir vor Anker lagen, tiefer. Immer wieder tauchte der Kopf

mit einem gequälten Schnaufen so dicht bei mir auf, daß ich dem Elend sofort ein Ende gemacht hätte, wenn ich nur ein Gewehr und natürlich eine — Jagdlizenz gehabt hätte. So konnte ich nur die Filmkamera nehmen, um zu versuchen, einige Szenen von dieser Tierquälerei festzuhalten, die noch viele Jahre lang in diesem Teil der Welt betrieben werden wird, genau wie die Walschlächterei im Eismeer, während andernorts hohe Strafen auf der Züchtigung eines ungehorsamen Hundes stehen oder auf dem Wegschießen eines Vogelweibchens von den kleinen Jungen durch einen Wilddieb. Die Tierschutzbewegung der Zukunft, die hoffentlich nicht ihre eigene gute Mission durch übertriebene Sentimentalität und so viel törichte Gesetze abschwächen wird, könnte derartige Filmbilder als abschreckendes Beispiel verwenden. Aber es soll erzählt werden, was weiter geschah.

Beim Anblick der Dahabîye kam eine Rotte Shillukneger zum Ufer gelaufen. Sie glaubten, daß wir auf einer Jagdexpedition wären, und riefen uns zu, nicht auf ihre Beute zu schießen, die in diesem Fall untersinken und verlorengehen würde. Inzwischen verschwand das Tier in das Gatt gegen Norden. Die Neger folgten ihm. Sie ruderten dicht am Ufer entlang, wo die Riesentiere sie nicht so leicht angreifen konnten. Es geschieht zuweilen, daß ein Nilpferd ein Boot zum Kentern bringt und die ganze Gesellschaft der Schwarzen ins Wasser stürzt. Ich gönne ihnen herzlich das Vergnügen. Als wir eine Weile später die Kameras in die Feluke gebracht hatten, um wieder zu den Krokodilen zu rudern, steuerten die Schwarzen erst geradenwegs auf die Insel los und hielten sich dann dicht an ihrem Rande, während sie sich ständig nach den Flußpferden umsahen, deren Schnauben weit entfernt zu hören war.

Als wir nach der Landspitze kamen, war alles leer. Außer den Sporenkiebitzen, die schreiend aufflogen, war kein Vogel zu sehen. Aber draußen auf dem Fluß trieben ein paar der schwimmenden „Rindenstücke“. Kein Mensch, der nicht von dem „Untergestell“ Bescheid wußte, hätte geglaubt, daß sie

etwas anderes als Stücke Baumrinde wären. Meine Sehnsucht aber stand unverwandt nach unserem gewöhnlichen Fischreiher, der am Tage vorher durch Abwesenheit gegläntzt hatte; und sobald meine Kameras im Grase verborgen waren — heiliger Mohammed, wie die Hände von dem Nesselgras brannten! —, konnten die Schwarzen sich davontrollen. Nur einer bekam Befehl, sich im Grase der Insel weiter südlich zu verbergen und auf mein Signal herbeizukommen. Mohammed stakte mit seinem Trupp aufs neue zum Dschungel auf dem östlichen Ufer, um festzustellen, ob die Kraniche nicht etwa schon nach Europa zurückgereist wären. Aber an diesem Tage war es noch unmöglicher, etwas zu erreichen. Kaum waren die Sporenkiebitze zurückgekommen, und kaum hatten sich die ersten Vogelscharen auf der Landspitze niedergelassen, so hörte ich, bevor noch ein Krokodil an Land gekommen war, großes Geschrei und Gejohle von Negern auf dem Fluß. Als ich durch eine Spalte mit dem Feldstecher nachforschte, sah ich das Shillukkanu, von dem harpunierten Flußpferd bugsiert, quer über den Fluß treiben. Man mochte über die Jagdart denken wie man wollte, Angst hatten die Kerle nicht. Es war ihnen gelungen, an das Tier heranzupaddeln und eine Leine an dem Schwimmer zu befestigen. Die Leine hatten sie übrigens, wie ich später erfuhr, von dem Admiral der Dahabîye entliehen. Das durch diese neue Qual vor Angst und Schrecken wahnsinnig gemachte Flußpferd zog das Boot hinter sich her, so daß das Wasser um den Steven aufschäumte. Immer wieder kam das Tier vor Wut und Schmerz schnaubend hoch und tauchte wieder in die Tiefe, um sich von seinen Quälgeistern zu befreien. Einer der Schwarzen steuerte mit einem Riemen. Der andere stand aufrecht im Steven, und indem er wie ein Schneeschuhläufer in dem schmalen Fahrzeug balancierte, hielt er die Harpune werfbereit in der Hand. Schließlich gelang es ihm, erst mit einem, dann mit einem zweiten Speer das Tier zu harpunieren. Das Flußpferd war ersichtlich vollkommen ermattet. Die beiden Kerle stemmten mit ihren Rudern dagegen, und da das Boot gerade im seichten Wasser vor meiner Land-



Ein Handelsfahrzeug auf dem Weißen Nil



Der Speerwerfer

spitze war, hatte ich im Augenblick meine Kamera voller laufender Neger. Die Schwarzen kamen durch das Grasdickicht auf die Landspitze gestürzt und sprangen ohne jede Rücksicht auf die Krokodile ins Wasser. Sie warfen den Kerlen im Boot eine lange Leine zu, die sie schnell an dem gespannten Fangstrick befestigten. Jetzt war das Schicksal der Beute besiegelt. Alle Mann, sowohl große Kerle als auch Knaben, faßten die Leine. Ich schnitt mich mit dem Messer aus meinem Versteck heraus und kroch mit meiner Kamera vor. Die Schwarzen mochten glauben, daß ich ein Geist aus dem Jenseits sei. Aber sie waren so mit ihrem Fang beschäftigt, daß sie nur einen Augenblick aufsahen. Dann setzten sie diesen Zugkampf auf Tod und Leben fort. Es ist mir widerwärtig, ihn zu schildern. Das zu Tode gequälte Tier wurde Schritt um Schritt eingeholt und bekam neue Harpunen in den zerfleischten Körper, bis es nahe genug heran war, daß einer der Kerle sich vorsichtig in die Flut wagen und ihm einen Speer in den blutenden Nacken stoßen konnte. Immer wieder stieß er zu. Ein anderer sprang hinzu und versuchte es gleichfalls. Das Blut quoll in das trübe Wasser und schäumte auf, so daß sich der Strand ringsumher rot färbte. Aber noch konnte das große Tier nicht sterben. Es wälzte sich in seinen Qualen und biß wütend nach den Holzstücken, während die schwarzen Satane wie Höllengeister am Ufer umhersprangen, bis der schwere Kopf mit den vor Angst weit aufgerissenen Augen endlich so nahe kam, daß eine Kugel aus meinem schweren Browning dem Elend ein Ende machen konnte. Aber noch lange stießen die schwarzen Teufel ihre Speere in das zuckende Fleisch, und die Knaben wagten sich vor, um zu erproben, ob sie eine Harpunenspitze durch die Haut zu treiben vermöchten.

Ich bin weit davon entfernt, die Harpunenjagd dieser Wilden als verabscheuungswürdiger darzustellen als den größten Teil jener sinnlosen Schlächtereien von aussterbenden Tieren, die weiße Menschen wegen des Gewinns oder zu ihrem hochwohlgeborenen Vergnügen unter dem Deckmantel der Wissenschaft betreiben. Im Gegenteil, es ist sicherlich ein männlicherer

Sport, wenn ein nackter Wilder sich in der Dämmerung an ein weidendes Flußpferd heranschleicht und ein Stück Eisen in seinen Körper stößt und das außerdem tut, um sich die nötige Nahrung zu verschaffen, als wenn ein weißer Afrikaner seine zwei Lizenzelefanten im Jahr schießt und das Elfenbein nachher verkauft. Aber diese Quälerei, wie das harmlose Tier dort am blutroten afrikanischen Strande vor meinen Augen zu Tode geplagt wurde, war eine fast ebenso ekelhafte menschliche Untat wie die Verbrechen, die am grünen Tisch in Europa gleichzeitig ausgeheckt wurden.

Am Tage vorher hatte die Sonne auf ein prächtiges paradiesisches Bild mit den schönen tropischen Vögeln geschienen, wie sie sich zutraulich neben den riesenhaften Panzerechsen bewegen. Und jetzt —! Alles verschwunden! Nur der zerfleischte Körper des toten Tieres im blutigen Uferschlamm. Der Mensch war in die Arena getreten. Meine ersehnten Reiher im Blau des Himmels verschwunden!

Wann die Krokodile sich wieder dorthin wagen würden, wußte allein Allah. Am liebsten hätte ich am Abend die Segel gehißt und wäre fortgefahren, um so mehr, als die Störche in immer dichteren Verbänden am Himmel nordwärts flogen. Aber als wir fortrudern wollten, schwebten bereits einige dunkle Geier über der Insel und dem Strom. Sie erwarteten Beute. Am Ufer gegenüber der Insel befand sich ein ganzes Lager von Shilluknegern. Sie hatten das Nilpferd an Land geschleppt, und am nächsten Tage sollten sich alle Schwarzen der Umgegend wie die Fliegen dort versammeln, um ein Fleischfest zu feiern. Da schickte ich Mohammed, um in geeigneter Weise zu verhandeln, und als wir am folgenden Morgen ankamen, zog die ganze Gemeinde wieder in ihr Dorf zurück. Die Überbleibsel des Flußpferdes hatten sie vorher auf die Landspitze an den gleichen Fleck geschleppt, wo es am Tage vorher keine zwanzig Schritt vor meinem Grasversteck zusammengebrochen war.

Kaum zehn Minuten nachdem meine Schwarzen verschwunden waren, sausten bereits die ersten Geier hernieder. Ein paar



„Wenn es im Hades einen beschwingten Zerberus gab, so
muß das dieser wahrhafte Höllenvogel gewesen sein“



„Das war wirklich der Kuttengeier“

weißhalsige Krähen und ein Schmarotzermilan kamen gleichfalls. Nach weiteren zehn Minuten — ich sah genau auf die Uhr — wimmelte der ganze Fleck vor mir so voller Geier, daß ich nicht wußte, wohin ich meine Kamera wenden sollte. So ging es also in Afrika zu. Mit einem stillen Lächeln erinnerte ich mich aller meiner vergeblichen Versuche, den Seeadlern in meiner Heimat nahe zu kommen. Im Spätherbst, als es in den Schären kalt war und es keine Vögel dort gab und ich wußte, daß die vier alten Adler in Schweden, die nicht einmal bei dem Eise ihre heimatliche Gegend verlassen wollten, hungrig waren, hatte ich auf einer öden Klippe an ihrem Meer, wo sie selten einen Menschen sahen, einen ganzen Elch niedergelegt. Und was taten sie? Sie kreisten Tag um Tag über dem Wildbret. Sie saßen jeden Morgen spähend auf ihren Aussichtsbäumen. Sie wollten so gern. Ein vorbeitreibender Goldadler ließ sich dort nieder und fraß sich satt in einem Schneesturm, und der Kolkrabe machte sich auf der Klippe ansässig und krächzte uns zu, wenn das Boot vorbeifuhr. Aber auf die alten Seeadler wartete ich drei Wochen vergebens. Und hier ließ man für diese mächtigen Raubvögel, die größer als irgendein Adler und wahrscheinlich ebenso scharfsichtig waren, von den Schwarzen einige Fleischstücke auslegen, und innerhalb einer Viertelstunde kamen sie aus allen Richtungen herbeigesaut und bewegten sich wie Hofhühner in meiner Nähe. Man hatte nur nötig, auszuwählen, von welchem man ein Bild haben wollte, und zu guter Letzt mußte ich hinter meiner Graswand die Bestien oft erfolglos durch Zurufe ermahnen, daß nicht einer von den großen einfältigen Vögeln die anderen mit seinen Schwingen verdecken sollte, oder sie auffordern, mit einem recht „freundlichen Gesicht“ aufzusehen. Die Bilder auf den Tafeln sind bei weitem nicht der zwanzigste Teil der Ausbeute jenes Tages. Es zeigte sich nämlich später, daß meine liebe Jagdkamera sich in der tropischen Hitze geworfen hatte, so daß sie falsch visierte und mehrere hundert Negative, bei denen Schärfe erforderlich war, als unscharf verworfen werden mußten. Einige von ihnen weisen vielleicht jene „künstlerische“

Unschärfe auf, die die neuzeitlichen Photographien erstreben. Aber irgendein Unglück mußte mir ja einmal begegnen, und die paar zusammengesuchten Bilder hier müssen soviel wie möglich von den interessanten Tieren zeigen. Denn interessant war es, diese ausgeprägt tropischen Lebewesen zu beobachten.

Der erste, der kam, war ein weißköpfiger Geier. Nach ihm erbrauste die Luft unter den mächtigen Schwingen einer Reihe Ohrengeier mit kahlen runzligen Köpfen. Sie sind die größten und stärksten, die einer nach dem anderen, wie sie hungrig und gierig niedersausen, die früher angekommenen von der Beute fortjagen. Ich habe niemals sonst auf der ganzen Erde ein derartiges Wesen von so abschreckendem Äußeren gesehen. Wenn es im Hades einen beschwingten Zerberus gab, so muß das dieser wahrhafte Höllenvogel gewesen sein. Die einfarbigen nußbraunen Schwingen umgaben den Körper wie einen unheimlichen dunklen Mantel, aus dem der nackte fleischfarbene Kopf hervorragte, dessen Röte sich in der Erregung bis zum cholerischen Blau steigerte. Und erregt wurden sie, als die Marabus kamen! Aber vorher fanden sich noch verschiedene Arten Geier ein. Ein paar Gänsegeier, die kleiner und schwächer im Körperbau, aber immerhin doch größer als ein Königsadler waren. Ihr weißwolliger, langer Hals, der aus der bleichbraunen Krause hervorragte, hatte etwas Schlangenartiges in seiner Bewegung; ebenso wie ihre nächsten Anverwandten, die innerafrikanischen Gänsegeier oder Rüppellsgeier — wie lächerlich ist es doch, Tiere mit menschlichen Privatnamen zu behängen —, von denen mehrere Stücke durch ihre hellfleckigen Schwingen aus der Schar hervorleuchteten. Zuletzt von allen kam ein Berserker, den ich für einen Ohrengeier hielt, stürzte sich mitten unter die schwelgende Gesellschaft, vertrieb mehrere andere Geier und machte sich in Gesellschaft eines Ohrengeiers und eines weißköpfigen Geiers an den Fraß. Die schwarzen Dunen auf seinem Kopf veranlaßten mich, meine Kamera auf ihn zu richten, und so bekam ich alle drei aufs Bild. Denn wenn ich recht sah, war das der mächtige Kuttengeier, den die Wissenschaft aus diesem Teil Afrikas nicht

kannte. Es erwies sich später, daß ich recht gesehen hatte. Die runden Nasenlöcher unterscheiden ihn vom Ohrengerier, der vertikale hat. Außerdem hat er prächtige braune Wolle am Kopfe. Hätte ich nun einen solchen Vogel geschossen und die Haut einem Museum geschickt, so hätte man in fünfzig Jahren, oder vielleicht früher, mit Recht bezweifeln können, daß er hier gefunden worden war. Sowohl in den Museen als auch in wissenschaftlichen Werken sind viele falsche Fundorte angegeben. Aber das Bild zusammen mit den beiden innerafrikanischen Geiern von dem gleichen, leicht wiederzuerkennenden Ufer, wo vorher die großen Krokodile und die eigenartigen tropischen Vögel und später die Marabus aufgenommen sind, dürfte ein ganz unantastbarer Beweis dafür sein, daß dieser Geier unter einem so südlichen Breitengrad gefunden wurde. Dies ist sehr interessant; denn er ist sonst ein südeuropäischer und nordafrikanischer Vogel, der kaum bis nach Oberägypten geht, und hier war er am Weißen Nil. Ich berichte dies nur, um zu zeigen, daß es in manchen Fällen wohl ebenso klug gehandelt sein kann, die Kamera „im Dienst der Wissenschaft“ anzuwenden, wie das Magnumgeschöß. Woher kamen aber alle diese Geier? Vor dem Tage, als das Flußpferd getötet wurde, war nicht ein einziger zu erblicken. Diese begnadeten Flieger müssen in kaum wahrnehmbarer Höhe am Himmel schwimmen, und sobald einer von ihnen die Flügel zusammenlegt und an einem Ort niedersaust, nimmt ein anderer den wohlbekannten Flugsturz wahr und beeilt sich, an den gleichen Ort zu kommen, um zu sehen, was es gibt. Der letzte wird wieder von einem anderen bemerkt, und so geht es weiter, bis binnen kurzem alle Geier innerhalb Quadratmeilen dort versammelt sind. Diejenigen, die zufällig weit entfernt am Boden oder auf einem Baum sitzen, sehen natürlich auch das Niedersausen und folgen nach.

Unser Unvermögen, zu begreifen, daß es Lebewesen gibt, die weiter zu sehen vermögen als wir selbst, mag wohl die Ursache sein, daß man früher glaubte, die Geier fänden aus dieser Höhe, wo unsere Augen sie oft nicht zu entdecken vermögen, mit

Hilfe ihres Witterungsvermögens die Beute. Das ist ausgeschlossen. Ich wage nicht zu verneinen, daß sie einen Geruch haben, aber es ist ihr wunderbares Sehvermögen, das sie in den Stand setzt, aus uns unbegreiflicher Entfernung die Beute zu erspähen. So scharfe Augen haben auch andere Vögel. Daß die Mehrzahl nicht die Beute selbst sieht, sondern nur das Niedersausen der andern, wird noch glaubhafter dadurch, daß es eine Weile dauern kann, bevor die ersten sich einfinden. Sind die ersten aber einmal da, so folgen die anderen wie der Blitz.

Die neuesten wissenschaftlichen Untersuchungen¹ haben gezeigt, daß das Gelb und Gelbrot in der Netzhaut vieler Vögel ihnen einen schärferen Gesichtssinn verleihen, als die meisten anderen Lebewesen besitzen. Die Erklärung ist, daß die langen Lichtwellen, die durch die roten und rotgelben Strahlen hervorgerufen werden, besser den Dunst und Sonnenrauch sowie überhaupt die Diesigkeit der untersten Luftschicht über der Erde durchdringen. Jeder, der in größerer Höhe geflogen ist, hat erfahren, wie diese Dunstschicht sowohl das menschliche Auge als auch das Objektiv der Kamera behindert, wenn es z. B. gilt, eine Truppe Soldaten oder einen Vogel, der unter dem Aeroplan fliegt, im Auge zu behalten. „Diesen Farbfiltern“, sagt der deutsche Gelehrte, „haben es die Vögel zu verdanken, daß sie selbst bei unklarem Wetter, schon wenn sie sich über Italien befinden, die afrikanische Küste sehen können.“ Dieses bewundernswerte Sehvermögen besaßen sowohl die afrikanischen Geier, die sich innerhalb weniger Minuten bei meinem Versteck versammelt hatten, als auch die Hausstörche, die an jenem Tage so hoch am Himmel nach Norden segelten, daß man sie kaum erkennen konnte. Auch die Marabus, die sich aus der Luft zwischen die Geier stürzten, hatten sicherlich diesen weiten Fernblick. Denn von ihrem Vorhandensein in

¹ Dr. Hans Henning: Optische Versuche an Vögeln und Schildkröten über die Bedeutung der roten Ölkugeln im Auge. Pflügers Archiv für die gesamte Physiologie des Menschen und der Tiere, Band 178. Berlin, Springer 1920.



„In dieser Minute stand er aufrecht inmitten des
Geierhügels“



„Sie gingen sich am liebsten unter bewaffneter
Neutralität aus dem Wege“

dieser Gegend hatte ich vorher keine Ahnung. Der erste kam nicht früher, als bis wenigstens dreißig Geier am Ufer waren, aber nach einer kurzen Weile waren bereits acht Stück da und nahmen am Schmause teil. Der Wind war wie gewöhnlich nördlich, und die riesenhaften Vögel mußten, wenn sie landen wollten, dicht über meinen Kopf streichen. Wenn sie vorbeisausten, prasselte es in meinem dünnen Grasdach von dem Luftdruck ihrer Schwingen. Sah man ihre schweren Körper und vernahm man die Wucht ihres Flügelschlages, so schien es kaum glaublich, daß es wirklich dieselben Vögel waren, deren weiße Unterseiten in der Sonne gleich Sternen im Ätherblau funkelten, wenn sie in unermeßlicher Höhe ohne Flügelschlag schwebten. Als sie dort am Ufer standen, waren sie wirklich, wie der Lappe vom Kranich sagte, „so groß wie ein Mensch“. Köstlich sahen sie aus in ihrem blaugrauen Frack mit weißer Weste und einem Gesicht wie ein alter, kahlköpfiger Stutzer.

Wer ihn richtig kennt, würde über den Marabu ein ganzes Buch schreiben können. Alle, die in Innerafrika gereist sind, haben ihn gesehen, aber nur zwei weiße Männer kenne ich, die unter seinem Nest in dem Riesenbaum der fernegelegenen Wildnis gestanden haben. Er ist, wie man von Männern in „gehobener Stellung“ zu sagen pflegt, „eine Persönlichkeit von großem Ausmaße“. Besonders einen hielt ich mit der Kamera fest. Er war unverkennbar ein erfahrener alter Herr, der oft an solchen Festlichkeiten teilgenommen hatte. Er kam zuerst und verließ das Lokal als letzter. Mit seiner wichtigen Miene und in seinem ganzen Aussehen war er ein Abbild jener Volksbeglückter, die in ihrer Selbstzufriedenheit über den Parteien stehen. Aber wenn er die Geier überwachte und sie gehörig züchtigte, war er großartig. Er hatte auch in seinem Schnabel, der einer Pflugschar glich, das gehörige Machtmittel dazu. In dieser Minute stand er aufrecht inmitten des Geierhügels, um zu sehen, ob alles recht zuging; im nächsten Augenblick ging er mit unermeßlich langen Schritten umher und inspizierte. Ohne Eile, aber auch ohne Zögern kam er herbei und nahm den Geiern „das Brot aus dem Mund“. Einer von den

größten breitete die Flügel über seinem Fleischstück aus und hieb mit gesträubten Federn um sich. Da stellte der Marabu sich nur über ihn und blinzelte ihn ruhig mit seinen braunen Augen an; er sah ganz unschuldig aus, bis auf einmal der unerhörte Schnabel wie ein Donnerkeil zwischen die Klauen des Geiers fuhr und nach dem Fleischstück hackte, das der Marabu darauf mit einer Nackenbewegung in die Luft schleuderte und mit einem einzigen Schluck in den Sack seines nackten Kropfes verschwinden ließ. Nun geschah so mancherlei, was hier zu erzählen zu weit führen würde. Er war so schlau, der alte Herr. Da war ein Ohrengerier, der die anderen an Größe übertraf. Er und der Marabu waren wie zwei Großmächte. Sie gingen sich am liebsten unter bewaffneter Neutralität aus dem Wege. So glückte es dem Geier in dem allgemeinen Tumult, einen langen Darm an sich zu reißen. Er strebte mit dem Beutestück nach rückwärts. Die anderen Geier um ihn hielten sich in achtungsvollem Abstand. Aber der Marabu kam ruhig von hinten heran. Ich erwartete, daß er eingreifen würde, aber er putzte sein Gefieder und schaute dabei interessiert zu. Der Geier arbeitete, was das Zeug hielt. Er zerrte und sprang umher. Manchmal hielt er inne. Beinahe schaffte er es nicht. Es war eine fürchterliche Hitze. Der Marabu wartete seine Zeit ab. Er ließ den Geier die Sklavenarbeit verrichten, den Darm herauszuholen; der hatte ja eine Zange im Schnabel, mit der er einhacken konnte. Aber als der Geier es endlich geschafft hatte und er vor Anstrengung mit dem Schnabel jappte, ehe er sich an die Mahlzeit begeben wollte, kam der lange Schnabel wie der Blitz von oben hinter seinem Rücken hervor. Das ging so schnell, daß das Bild auf meiner Platte verpfuscht wurde. Als der Erschrockene sich endlich umgewandt hatte, um wieder zu hacken, hatte Herr Marabu den begehrten Gegenstand bereits ins Wasser geschleppt, um ihn zu waschen; denn das war nun eine Eigenheit von ihm.

Aber die Nemesis wachte. Denn als der Marabu beide Enden pfiffig zusammengelegt und die lange Schlinge mit unfäßbarer Geschwindigkeit in die Tiefe seines langen Kropfes verschwin-



„Er ließ den Geier die Sklavenarbeit verrichten“



„Das letzte Stück schlang sich wie eine Schnur um den
Unterschnabel“

den ließ, schlang sich das letzte Stück wie eine Schnur um den Unterschnabel. Jetzt war er der Geprellte. Er war mir so nahe, daß ich schon ein Loch in meine Wand machen wollte, um ihn zu fragen, ob er Hilfe brauche. Wie er sich von der Schlinge frei machte, sah ich nicht mehr; denn in diesem Augenblick geschah etwas Wichtigeres, und ich konnte sein weiteres Schicksal daher nicht mehr verfolgen. Im Wasser am Ufer, mir ganz nahe, kam einer meiner ersehnten Reiher mit mächtigen Schritten herbei. Und als ich durch eine Spalte nach der Landzunge blickte, die ich bisher ganz außer acht gelassen hatte, waren eine ganze Anzahl Krokodile unvermerkt dort hinaufgeglitten, und mir noch ein Stück näher stand wieder einer der ersehnten Reiher. Sachte drehte ich meine Kamera nach jener Richtung. Wie wachsam waren doch diese beiden Fremdlinge inmitten der leicht zugänglichen tropischen Vögel! Der mir nächste mußte mich bemerkt haben, denn er verschwand. Aber der weiter entfernte war noch da. Es war ein weißer und perlgrauer alter Vogel. Zur Rechten hatte ich einen Schlangenhalsvogel und einen Marabu, und was war das für ein dunkler Gegenstand, der hinter den Beinen des Marabu herangeschwommen kam? Das war das große Krokodil. Also hatte doch all die Unruhe diese „scheuen“ Tiere nicht vertrieben. Die Anwesenheit der vielen Vögel war vielleicht ein Zeichen gewesen, daß keine Gefahr vorhanden war. Gleich unmerklich wie das erstemal glitt der Riese zum Ufer hin. Der Marabu entfernte sich, so daß ich freie Aussicht gewann. Immer näher kam der dunkle Kopf. Der Rücken erhob sich über dem Wasser. Wohin wollte er? Wie er da näher kam, hatte er den Kurs ja geradenwegs auf den Reiher. Er gedachte doch wohl nicht etwa meinen Vogel zu verschlingen? Obgleich es unsinnig war, so fühlte ich doch eine gewisse Unruhe für das Schicksal des einzigen hier anwesenden Lebewesens, das mein Landsmann sein konnte. Das Krokodil glitt ständig näher. Die Vermutung, daß es eine böse Absicht hatte, obgleich es so sachte herankam, ließ mich nach der Kinokamera greifen und sie in Gang setzen. Es war gerade im rech-

ten Augenblick. Denn mit unvermuteter Schnelligkeit schoß es plötzlich wie ein Torpedo vorwärts. Das Wasser schäumte um den dunklen Panzerrumpf. Die meterlangen Kiefer mit ihren zackigen scharfen Zähnen öffneten sich zu einem teuflischen Grinsen, das unfehlbar einen Löwen in die Flucht geschlagen hätte. Aber der kleine Reiher aus der Heimat blieb unberührt stehen, als ob an einem sonnigen Morgen in Holstein sich ihm eine Kuh genähert hätte. Er rührte sich nicht um einen Zoll breit, während das Ungeheuer an ihm vorbeischoß, daß das Wasser hoch aufspritzte. Denn er verstand, daß der Angriff dem anderen Krokodil hinter ihm galt. Wie konnte er das wissen? Sagte ihm das sein Instinkt, oder war er in den vielen Jahren — es war an seinem Federkleid zu erkennen, daß er ein alter, erfahrener Vogel war — so oft den gleichen Weg von seinem Heimatlande nach den Tropen gereist, daß er alle diese großen Tiere kannte, die den Menschen hassten und töten, aber den Kleinen niemals etwas zuleide tun?

Ich glaube, daß es sowohl des Instinktes als der Erfahrung für eine solche Ruhe bedurfte. Kein Mensch in der Welt wäre dort stehengeblieben, wo er stand, ohne sich zu rühren. In meinem Zugvogelfilm kann jedermann sich von dem hier Erzählten überzeugen. Das Krokodil, dessen Zorn sich gelegt hatte, glitt sachte in die Flut zurück. Der Reiher blieb dort eine Weile allein. Die anderen Vögel waren einer nach dem anderen fortgeflogen. Dann flog auch er fort, und es schien mir, als ob ich recht einsam unter den zurückgebliebenen Afrikanern sei. Ein Geier, der nicht mehr zu fressen vermochte, setzte sich vor das eine Krokodil, und — dort war endlich der Sporenkiebitz, der „Krokodilwächter“, unter den schlagenden Geierflügeln. — Das war ein glücklicher Tag! Dann breitete der Geier seinen Mantel zum Trocknen in der Sonne aus und schlief mit niedergesunkenem Kopf ein. Die anderen Vögel waren zu ihren Ruheplätzen geflogen oder zogen neuen Abenteuern entgegen. Nur eins von den kleineren Krokodilen, das nicht größer als ich selbst war, kroch dicht vor mir auf den Strand und schlief gleichfalls mit aufgesperrtem Rachen ein. Die Sonne brannte unerträglich.

lich heiß. Mein Film war zu Ende, und ich konnte nichts weiter tun, als mir eine neue Pfeife anzünden und an die Reiher und Störche denken, die jetzt nach Ländern reisten, wo es nicht so unerhört heiß war.

Da ertönte in der Ferne ein Schuß. Erschrocken dachte ich an Mohammed und seine Leoparden. Aber gleich darauf hörte ich Ruderschläge in der Stille. Der Geier flog fort, der Sporenkiebitz gab das Alarmsignal, und die Krokodile stürzten in die Flut. Die schwarzen Kerle kamen durchs Gras gelaufen. Im Süden hatte sich der Rauch eines Dampfers gezeigt.

An dem Abend entwickelte ich in meiner Kajüte der Dahabîye versuchsweise einige Platten. Es war nicht der Viehtransportdampfer, den wir gesichtet hatten, sondern der Jagddampfer eines englischen Sportmannes, Sir George Abercromby, der vom Lake Noo kam und so liebenswürdig war, die Dahabîye ein Stück den Fluß hinunter ins Schlepptau zu nehmen. Draußen konnte man das gleichmäßige Stampfen des Dampfers und das Brodeln des Wassers am Steven hören. Das Nilwasser war für die Platten gefährlich warm, aber es war mir unmöglich, meine Neugierde, zu sehen, was der Tag ergeben hatte, zu zügeln. Ich bekam das eine oder andere gute Bild. Das meiste konnte ich wie gewöhnlich sofort wegwerfen. Eine Platte war wirklich spaßig. Da waren drei Marabus, die an einem Streifen Fleisch zogen, während der „alte Herr“ nebenbei stand und in das Objektiv der Kamera sah, natürlich ohne eine Ahnung von der ganzen Angelegenheit zu haben. Sie hatten alle drei den Bissen mit ihren Schnäbeln gefaßt und veranstalteten ein richtiges Seilziehen. Wie sie sich in der Hitze um diesen Fetzen Fleisch abmühten! Als ich sie so beim roten Lampenlicht betrachtete und an das gute Mittagessen dachte, das binnen kurzem im Moskitohaus des Dampfers gereicht werden würde, erinnerte ich mich eines Essens an einer anderen englischen Tafel und wie der Marabu dort behandelt wurde. Es war in Kairo beim Lunch bei Lord Allenby, der sich fast ebenso für Vögel wie für Armeen interessiert. Der Gastgeber berichtete von dem bekannten Kranich aus Rußland, der in Dongola den Der-

wischen in die Hände fiel und dessen Halsband später vom Kalifen dem gefangenen Slatin Pascha gezeigt wurde. Nach der afrikanischen Version der Geschichte soll der gefangene Vogel wegen der Inschrift, die er trug, als Spion vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt worden sein. Ist einem Zugvogel jemals ein seltsameres Schicksal widerfahren? Ganz sicher nicht einem Kranich in Afrika! In dem Augenblick sah ich den unverkennbaren Schatten eines großen, langbeinigen Vogels auf der sonnigen Terrasse, die am Speisesaal des Residenzhauses entlangführt. Ich wandte mich neugierig an die Gastgeberin mit der Frage, was das für ein Paradiesvogel sein könnte, der hier vorgeführt werden sollte. Lady Allenby sah lachend nach der Tür und wies auf einige Stühle, die vor dem Eingang gestellt waren, um ihn zu versperren. — „Das ist der gute Freund meines Mannes“, sagte sie, „er wartet draußen auf seinen Lunch.“ Der „gute Freund“ war ein zahmer Marabu, und er wartete nicht vergebens. Als wir auf die Terrasse kamen, die zum Nil hinabging, war Herr Marabu da. Neben ihm stand ein nubischer Diener mit einem Teller Fleisch und einer silbernen Gabel. Und der Generalfeldmarschall nahm den Teller und gab seinem lieben Vogel eigenhändig mit der Gabel Bissen für Bissen.

Bei der Betrachtung des Bildes in meiner Hand konnte ich nicht unterlassen, Vergleiche anzustellen, wie verschieden gut die Vögel es hatten: die Marabus hier am Weißen Nil, die um einen Fleischfetzen, den die Schwarzen verschmäht hatten, ein Seilziehen veranstalteten, und der Marabu in dem wundervollen Garten der Residenz in Ägypten, der jeden Tag sein gutes Frühstück mit silberner Gabel bekam.

Eine Woche später kam ich nach Chartum und ein paar Tage darauf nach Ägypten. Die Tausende von Zugvögeln, die das ganze Ufer den Weißen Nil hinauf bedeckt hatten, waren wie fortgeblasen. Wenn der Strom der Zugvögel nach der Heimat aufbricht, geht es in brennender Eile. Nur kleine Trupps von Kranichen standen noch auf den Schlammbänken, wo einige



„Sie hatten alle drei den Bissen mit ihren Schnäbeln gefaßt“



„Sie schliefen, den Schnabel in den Kropffedern verborgen“

Wochen vorher ganze Heere gewesen waren. Hoch am Himmel ging den ganzen Tag der Zug der Störche von der afrikanischen Erde und den Wassertälern des Nils. Sie segelten in lichten Verbänden von je zehn bis fünfzehn Vögeln nebeneinander, und lange Stunden sah man den Zug sich in einem endlosen Bande von Süden nach Norden bewegen. Ständig stiegen neue hinter denen auf, die eben am Himmel erschienen. Kleine Trupps hatten sich niedergelassen, um am Ufer zu rasten. Aber in Nubien waren sie wie verschwunden, und in Ägypten waren nur vereinzelt kleine Scharen. Wo waren sie denn? — Ob die großen Scharen einen anderen Weg nahmen? Meine Vogelkamera war hier unbrauchbar, aber es war so verlockend, ihnen zu folgen, und so fuhr ich nach Palästina, um sie zu sehen.

An jenem Tage herrschte der Wüstensturm. Über Kairo wirbelte der Sand in Wolken, und am Suezkanal war die Brücke vom Sturm fortgerissen. Nicht genug damit. Als wir schließlich auf einem Boot, Schwarze und Weiße zusammen wie in einer Viehherde, hinübergekommen waren, versagte der Zug mitten in der Nacht in der Wüste Sinai. Da standen wir. Gegen Morgen hatte sich der Sturm gelegt. Es wehte ein lauer Westwind, der Himmel glänzte blau wie am Mittelmeer, und die Berge, von denen die beschwerlichen Zehn Gebote gekommen waren, schimmerten weit im Süden. Und über dem ganzen Lande von der Wüste bis nach Jerusalem waren Störche. Sie standen müde am Strande, an dem die Wogen des Mittelmeers noch vom Unwetter erregt tosend brausten, und auf dem Felde von Sarons Tal, wo die Lilien aus dem frühlingshaften Boden sprossen. Die Störche waren nicht mehr scheu wie in den Tropen. Von dem Sturm ermüdet, standen sie auf den Feldern, in den Gärten und vor den Häusern der Ortschaften und schliefen, den Schnabel in den Kropffedern verborgen. Erst in Gaza, wo die ganze Gegend von blühenden Orangen duftete, sah ich wieder eine Schar am Himmel. Aber die flogen in einer Linie. Das hatten sie vorher nicht getan. Ich suchte mit dem Feldstecher das Himmelsgewölbe ab. Da waren sie. Sie waren zu hoch, als daß man sie mit bloßen Augen hätte erkennen können. Aber das war ja

eine Pfluglinie da oben; dort flogen gar zwei Winkel hintereinander. Das war unverkennbar. Es waren keine Störche. Es waren „Kuorga“ — es waren meine Kraniche, die dem fernen Heimatland entgegenzogen.

Über diese großen, starken Vögel aus dem Norden hatte der Sturm also keine Macht. Sie strebten ohne Rast ihren Weg vorwärts. Wenn der Anführer ermüdete, verließ er nur seinen Platz, und das nächste Schwingenpaar schoß herbei, um an seiner Stelle das Äthermeer zu durchschneiden. Und so verschwanden sie im Dunst über den blauen Bergen gen Jerusalem. Das nahm ich nach der Sitte des Landes als ein Zeichen vom Himmel und fuhr heim, denn es war ja nur mein Ziel gewesen, mit den Zugvögeln nach Afrika zu reisen.

